

1. Jahrgang. • Heft 2. • Mai 1902.

Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und
Vertretung der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von Dr. phil. E. Zivier.

Die Zeitschrift „Oberschlesien“ erscheint
monatlich einmal (zu Anfang jeden Monats).
Abonnementspreis vierteljährlich Mark 5,—.
Einzeln Hefte Mark 1,25.



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und
Postanstalten, sowie die Verlagshandlung
von Gebrüder Böhm, Kattowitz O. S., entgegen.
Postzeitungsliste Nr. 5696 o.

Die älteste Geschichte von Mysłowitz.¹⁾

Von

Dr. E. Zivier, Breslau.

Mit der ewigen Tiberstadt Rom hat das am rechten Ufer der Przemsa gelegene Mysłowitz gemein, daß die Anfänge seiner Geschichte in ein unlüstbares Dunkel gehüllt sind. Darauf beschränkt sich allerdings die Ähnlichkeit. Ausgrabungen oder sonstige aus der Vorzeit stammende Funde kommen bei Mysłowitz nicht zu Hilfe, um uns den Ursprung oder die Vorgeschichte des Ortes näher zu rücken; wiewohl erwähnt zu werden verdient, daß die Schieferthonlager aus der Nähe von Mysłowitz ein Exemplar einer fossilen Spinne — gewiß ein naturwissenschaftlich interessantes Dokument vorsintflutlichen Lebens, mit dem der Historiker aber nichts anzufangen weiß — geliefert haben.²⁾ Durch wen und wann Mysłowitz begründet worden ist, kann nur annähernd und ohne positiven Gewinn für die Geschichte aus seinem Namen gefolgert werden. Mysłowitz = poln. Mysłowice bedeutet

¹⁾ Mit der älteren Geschichte von Mysłowitz befaßten sich bis jetzt: J. Lustig, Geschichte der Stadt Mysłowitz 1867. Derselbe in einigen Aufsätzen in der Zeitschrift für Geschichte und Altertum Schlesiens, so: B. IX. 1868, S. 75—83: Das Verhältnis der Herrschaft Mysłowitz zur Herrschaft Pleß seit früherer Zeit; B. X, 1870, S. 203—216: Zur Geschichte von Mysłowitz.

²⁾ S. Zeitschrift der Geologischen Gesellschaft B. XVIII und besonders den ausführlichen Bericht des Prof. Kömer im 43. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur 1865, S. 53—54.

„die Nachkommen des Mysl“, „die Mysliden“. ¹⁾ Ähnlich gebildete Ortsnamen kennen auch andere, so besonders die orientalischen Sprachen. ²⁾ Diese Etymologie weist auf eine Zeit hin, wo das Wort „Mysl“, welches wir in zusammengesetzten Eigennamen, wie Ziomomysl, Namysl (wovon Namysłów = Namslau), Przemysl (wovon der Ortsname Przemysl in Galizien) u. wiederfinden, auch selbststehend als Personennamen gebraucht wurde, d. h. auf eine Zeit, die jeder schriftlichen Aufzeichnung bei den Polen, welche den Personennamen Mysl nicht mehr kennt, vorangeht. Nach der Theorie des Prof. Piekosinski stellen diejenigen polnischen Ortschaften, deren Namen als Adjektiva possessiva oder als Patronymica von nunmehr ungebräuchlichen oder alten Personennamen herzuleiten sind, die ersten Ansiedelungen dar, welche die sich niederlassenden polnischen Slaven gegründet haben. Zu diesen Uransiedelungen würde demnach auch Myslowitz gehören, und sein Entstehen in das 8. Jahrhundert n. Chr. fallen. Aber auch von der Piekosinskischen Ansiedlungstheorie abgesehen, muß dem Orte Myslowitz, infolge seines Namens, ein Alter bewilligt werden, welches über dasjenige des polnischen Schrifttums hinausgeht, und die Hoffnung, noch je ein Schriftstück über die erste Begründung des Ortes zu finden, muß aufgegeben werden. Der Name sagt uns weiter, daß der Begründer des Ortes ein gewisser Mysl, oder seine Kinder, gewesen ist.

Die ersten schriftlichen Erwähnungen von Myslowitz stammen erst aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. So finden wir in einem aus dem Jahre 1526 stammenden Kirchenregister des Dekanats von Slawkow, zum Archidiaconat von Krakau gehörig, die Kirche von Myslowitz und ihren Pfarrer Mathias erwähnt, wie auch den von ihm zur stattgehabten Sammlung geleisteten Beitrag verzeichnet. ³⁾ In den Registern der folgenden Jahre wird Myslowitz wiederum genannt. Lustig führt in seiner Geschichte von

¹⁾ Sprachwissenschaftlich falsch ist es, die Endung wice mit dem lateinischen vicus = Dorf zusammenzubringen; dieses Suffix, das im Sing. wie lautet, dient vielmehr im Polnischen dazu, um Patronymica zu bilden, wie im Russischen die Endung wic, deren Bedeutung aus russischen Namen ja heute allgemein bekannt ist. Dem lat. vicus entspricht ein slavisches visi, poln. wies = Dorf, so Nowawies = Uendorf, Starawies = Altdorf.

²⁾ 3. B. Beni-Jusef = die Kinder Jusefs, die Jusefiden, ein Ort in der Nähe von Kairo, Beni-Hassan = die Kinder Hassans, gleichfalls eine Ortschaft in Egypten.

³⁾ Liber rationis decimae sexannalis per Clementem PP. in concilio Viennensi impositae et in Polonia collectae anno MCCCXXVI et. sequ. Ecclesiae consistentes in Archidiaconatu Cracoviensi. Decanatus Slawcoviensis (abgedruckt bei Theiner: Vetera monumenta Poloniae et Lithuaniae 1860. B. I, S. 247): Mathias plebanus de Mislowicz seu Mislomicz (es kann infolge der anderen mit erwähnten Ortschaften nur das oberschlesische Myslowitz darunter verstanden werden) de V marc. tam pro medietate decimae presentis, quam decima parte decimae primi annorum solv. VII scot. et V den. Item in sec. term. pro toto residuo decimae utriusque anni solv. XVI scot. et XIX den; summa I marc.

Myslowitz die 1105 datierte Urkunde an, laut welcher Kardinalbischof Egidius von Tusculum, Legat des Papstes Calixt II., dem Kloster Tyniec in Galizien verschiedene von den polnischen Herzögen demselben gemachte Schenkungen bestätigt; weiter citirt Lustig eine Urkunde ähnlichen Inhalts aus dem Jahre 1229. In diesen Urkunden wird ein Mislossowice resp. Miklossowice erwähnt, mit der Maßgabe, daß in dem so benannten Dorfe dem Kloster Tyniec einige Bauern bezw. die Dienste von denselben (nicht das Dorf selbst, wie Lustig unzutreffend übersetzt) gehören. Diese Urkunden können aber, da sie sich als gefälscht erwiesen haben, garnicht in Betracht kommen. Außerdem ist es auch unrichtig, die in den angeführten Dokumenten erwähnte Ortschaft für unser Myslowitz zu halten. Die neueren Herausgeber dieser Urkunden, Kętrzyński und Smolka, denen sich auch Piekosinski anschließt, sehen in dem angeführten Mislossowice oder Miklossowice das galizische Mikloszowice, was zu den andern in den erwähnten Urkunden genannten Ortschaften mehr paßt.¹⁾

Als im Jahre 1165 das zur Diözese Breslau gehörige Gebiet von Polen sich von diesem lossagte, um das später mit dem Namen Schlesien bezeichnete Land zu bilden, hatten sich zu demselben die zur Diözese Krakau gehörenden Gebiete von Auschwitz, Zator, Siewierz, Beuthen, Pleß noch nicht gesellt. Diese vereinten sich mit dem späteren Schlesien erst im Jahre 1178 und bildeten einen Teil des Herzogtums Ratibor. Mit dem Gebiete von Pleß, bezw. Nicolai, muß auch Myslowitz als ein Teil desselben im Jahre 1178 an das Herzogtum Ratibor gekommen sein. Es folgt dies einfach aus der geographischen Lage von Myslowitz, welches — von den Gebieten von Pleß, Auschwitz und Severien umgeben — bei dem Übergange dieses an Ratibor nicht gut ausgeschlossen sein konnte.

Außerdem war Myslowitz kein befestigter Ort und bildete darum keine Weichbildstadt im politischen Sinne des Wortes. Da die Einteilung in Burgbezirke eine alte und feststehende war, kann Myslowitz 1178 politisch nur ein Teil desjenigen Einzelgebietes gewesen sein, als Bestandteil dessen wir es später sehen, nämlich Nicolais. Anders als mit der politischen Zugehörigkeit mochte es bei Myslowitz mit dem Eigentumsbesitz bestellt gewesen sein, und es bleibt unbekannt, ob es im 12. Jahrhundert, wie das meiste damalige Land, in direktem Besitz des Landesherrn, d. h. seit 1178 im Besitz des Herzogs von Ratibor, oder bereits in den Händen eines Adligen sich befand, der dem Herzog von Ratibor unterthan war. Nützig hingegen ist die Frage, die Lustig in seinem Aufsatz „Verhältnis der

¹⁾ Auch Neuling erwähnt in seiner neuerdings herausgekommenen Ausgabe seines Buches: Schlesiens Kirchenorte, 2. Ausgabe, Breslau 1902, sub voce „Myslowitz“ unzutreffend die Urkunde des Egidius aus d. J. 1105.

Herrschaft Myslowitz zur Herrschaft Pleß seit früherster Zeit“ aufwirft, ob nämlich Myslowitz je Kammergut oder aber immer nur Allodialgut der Herrschaft Pleß gewesen sei. Die schlesischen Herzöge waren in dieser Beziehung freie Herren ihrer Länder und nahmen keinen Anstand, auch sogenannte Kammergüter zu veräußern, so daß ein Unterschied zwischen Kammer- und Allodialgütern für die ältere Zeit überhaupt nicht vorhanden ist. Erst von der Zeit ab, wo Schlesien unter Oberhoheit der Habsburger stand, d. h. seit 1526, ist ein Unterschied zwischen diesen beiden Arten von Gütern berechtigt, da die Habsburger darauf achteten, daß der vorhandene Besitz der Teilfürsten, auf den ihnen eine Anwartschaft zustand, durch Abverkauf von Gütern nicht verringert werde. Von einer Zugehörigkeit zu Pleß kann außerdem überhaupt erst von dem Moment ab die Rede sein, wo Pleß ein selbständiges politisches Gebilde ausmachte, d. h. seit 1474, worauf noch zurückgekommen werden wird. Im 14. Jahrhundert gehörte Myslowitz politisch zum Herzogtum Ratibor und in Bezug auf die Burggerichtsbarkeit zur Kastellanei Nicolai. — So zeigt es uns eine Urkunde, ausgestellt zu Pleß am Dienstag, den 8. Dezember 1560 durch den Herzog Nicolaus von Troppau und Ratibor. Dieses auf Pergament geschriebene Dokument, an dem noch die Siegelschnur erhalten ist, das Siegel aber fehlt, befand sich bis zur jüngsten Zeit im Besitz der gräflichen Familie der Mieroszewski in Krakau, die einstmals Herren von Myslowitz waren, und ist vor kurzem in den Besitz des Grafen v. Tiele-Winckler auf Moschen, gegenwärtigen Besitzers von Myslowitz, übergegangen. Im fürstlichen Archiv zu Pleß befindet sich eine auf Veranlassung des Verfassers dieses Artikels hergestellte photographische Kopie. — In kirchlicher Beziehung aber hielt sich Myslowitz, wie wir aus dem oben angeführten Kirchenregister gesehen haben, am Anfang des 14. Jahrhunderts zum Dekanat Slawkow und zum Archidiaconat von Krakau.

Die eben erwähnte, für die ältere Geschichte von Myslowitz und der mit diesem seit ältester Zeit vereinten Dörfer wichtigste Urkunde hat folgenden Inhalt: ¹⁾

Nicolaus von Gottes Gnaden Herzog von Troppau und Ratibor thut kund, er gebe und verreiche für treue Dienste dem edlen Ritter Otto, genannt von Pilca, die in seinem Ratiborer Lande, Nicolaier Distrikte, gelegenen Dörfer Jazwicze (heute Kolonie Jast bei Dziezkowitz) ²⁾ und Zalenze, die auf ihn aus väterlichem Erbe gekommen sind, desgleichen das Dorf

¹⁾ Der genaue Wortlaut wird in der Beilage angegeben.

²⁾ Da auch die Form Jazwee und Jasce in späteren Urkunden vorkommt, stammt der Name des Ortes von jazwiec d. h. der Luchs, was ein Beweis ist, daß in älterer Zeit Luchse hier sehr häufig gewesen sein müssen. Auch die Verkaufsurkunde betr. Myslowitz aus d. J. 1536 nennt unter den jagdbaren Tieren der Herrschaft Myslowitz den Luchs.

Bogutschütz mitsamt dem Dorfe Rozdzin und mit dem Dorfe Schoppinitz, die er für eigenes Geld sich erkaufte, mit all' ihren Rechten und Herrlichkeiten nach deutschem Rechtsbrauch, dem Patronatsrecht, mitsamt den bestellten und unbestellten Feldern, Weiden, Wiesen, Bergen, Thälern, Ebenen, Wäldern, Büschen, Wassern und Wasserläufen, Mühlen und Mühlstätten, Honigstöcken in Dörfern oder Wäldern, mit Zinsen, Einkünften und Erträgen jeglichen Namens, dem fisch- und Vogelfang, der Jagd auf niederes und hohes Wild mit Netzen und Hunden, mit Abtretung des ganzen herzoglichen Rechts ohne jeglichen Vorbehalt.

Auf Bitten des Otto von Pilca werden ihm seine im Distrikt von Nicolai gelegenen Besitzungen wie folgt ausgemessen:¹⁾ Beginnend vom flusse Przemsa, fortgehend bis an die Eiche, genannt Kramarzow Dambek; von besagter Eiche bis durch . . . genannt Pogorzelec, von Pogorzelec . . . (fehlen etwa vier Worte) . . . genannt Lubowka; von besagtem Berge durchgehend gradeaus an den Berg genannt Bedlna; von besagtem Berge Bedlna gradeausgehend bis an den fluß . . . (fehlen wiederum etwa vier Worte) . . . durchgehend nahe am Busch und an dem Walde bis an den fluß, genannt Bolyna; von selbigem flusse Bolyna . . . (fehlen einige Worte) . . . bis an die Wiesen der Mönche, genannt Lanky; durch den Weg, genannt Przecznycza gradeausgehend bis an den Wald, genannt Mokra, und an besagtem Walde Mokra entlang bis an den fluß Klodnycza; von besagtem flusse geradeausgehend bis an den Wald, genannt Ogony; von besagtem Walde geradeausgehend durch den Busch (mericam, vielleicht = Eichtung?), genannt Kochlowa Lanka; von besagtem Busch (Eichtung?) den Weg gradeausgehend durch den Wald bis zum Busch; von besagtem Busch zur linken Hand abgehend bis an den Weg, genannt Krzyz; von dem vorbezeichneten Weg gradeausgehend bis an den fluß, der Rozdzanka heißt; von Rozdzanka fortsetzend an den fluß genannt Ofsyek; von besagtem fluß fortsetzend bis an den Weg, der von Elgoth kommt; von selbigem Wege bis an den großen Eichenbaum, der sich gegenüber dem großen Wege befindet; von besagter Eiche bis an den Busch, genannt Kamionka; von besagtem Busch gradeaus bis an den Berg, der Czysfowa genannt wird; von besagtem Berge gradeaus bis an den Busch und durch den Wald, genannt Eysse Bloto und von besagtem Walde gradeaus durch den Busch bis an den fluß, der Rozdzanka heißt. Es steht dem Otto von Pilca und seinen Nachkommen frei den Besitz zu veräußern, vertauschen u. Der Herzog hält sich jedoch seitens des Otto von Pilca und seiner Nachfolger den Heeresdienst mit einer Lanze innerhalb des fürstentums Ratibor vor.

¹⁾ In diesem Teile der Pergamenturkunde sind einige, jetzt mit Papier unterklebte Löcher, so daß einige Textstellen nicht mehr zu ermitteln sind.

Das ist der Inhalt der ältesten uns über Myslowitz erhaltenen Urkunde. Wir sehen aus derselben, daß Myslowitz im Jahre 1360 ein nach deutschem Recht ausgelegtes Städtlein war,¹⁾ im Nicolaier Distrikt des Ratiborer Herzogtumes gelegen, und im Besitz des polnischen, durch seinen Reichtum in ganz Polen und darüber hinaus bekannten Edelmannes Otto von Pilca, dessen einzige Tochter Elisabeth nachmals die Gemahlin des polnischen Königs Wladyslaw Jagiello wurde und als Elisabeth die Jüngere in der polnischen Geschichte bekannt ist. Mit dem Städtchen unter einem Besitzer vereint finden wir die gleichfalls nach deutschem Recht ausgelegten Dörfer Jazwice oder Jazwce, das in späterer Zeit wüst wurde und als Dorf zu existieren aufgehört hat und an dessen Stelle die heutige Kolonie Jast entstanden ist, und Salenze, dann die Dörfer Bogutschütz, Rozdzin und Schoppinitz. Jast und Salenze hatte Otto von Pilca von seinem Vater geerbt, Bogutschütz, Rozdzin und Schoppinitz und das Städtlein Myslowitz für Geld erkaufte. Ob von dem Herzog selbst oder einem Privatmann ist in der Urkunde nicht angegeben, letzteres ist aber wahrscheinlich, denn wenn der Herzog der Verkäufer gewesen wäre, wäre dies in der Urkunde auch zum Ausdruck gekommen. Seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts finden wir auch die Dörfer Brzenskowitz, Brzezinka, Dziezkowitz und das später eingegangene Koziniec als zu Myslowitz gehörig, es ließ sich aber nicht ermitteln, wann sie hinzugekommen sind. Im Jahre 1561, d. h. ein Jahr nach Ausstellung der erwähnten Urkunde, erwarb Otto von Pilca die in Polen gelegenen, an das oberschlesische Myslowitz anstoßenden Dörfer Sielce und Klimontów. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Zugehörigkeit dieser Dorfschaften in kirchlicher Beziehung zur Pfarodie von Myslowitz, wie auch die Ausübung des Patronatsrechts dieser Dörfer in Myslowitz — Zustände, die bis in das 19. Jahrhundert hinein gedauert haben — seit dieser Zeit datieren und eben durch Vereinigung dieser Ortschaften in einem Besitz veranlaßt worden sind. Im Jahre 1579 verkaufte jedoch Otto von Pilca die polnischen Güter Sielce und Klimontów weiter an Petrus Szafraniec, Krakauer Untertruchseß. Diesem Szafraniec übertrug Otto von Pilca auch den vierten Teil des Patronatsrechts in Myslowitz. Die polnische Königin Elisabeth die Ältere bestätigt diese Veräußerung und versetzt die beiden genannten polnischen Dörfer aus dem polnischen ins deutsche Recht.²⁾

¹⁾ Im *Slownik Geograficzny* heißt es irrtümlich, daß Myslowitz erst 1360 Stadtrecht bekommen habe.

²⁾ Die Nachricht hierüber ist enthalten in einem Regest des „*Inventarium privilegiorum etc. in arce Cracoiensi*“ 1862. Der zweite Teil der Urkunde, der die Aussetzung der Dörfer nach deutschem Recht behandelt, befindet sich übrigens im ganzen Wortlaut in einem Manuskript Nr. 184, fol. 529 ff. im Ossolinski'schen Archiv in Lemberg.

Otto von Pilca, oberster Hauptmann von Keuffen (capitaneus generalis Russiae) später Wojwode von Sandomir, behielt Myslowitz nicht lange in seinen Händen. Er muß es noch bei Lebzeiten veräußert haben, denn bei den verschiedentlichen Aufzählungen der Besitzungen seiner hinterlassenen Frau und seiner einzigen Tochter, nachmaligen Königin von Polen, wird Myslowitz nicht mehr erwähnt. 1386 finden wir es auch schon in anderen Händen und zwar in denen der Neffen des Erzbischofs von Gnesen, Bodzanta, die daher auch als Vislaus und Petrus de Myslowice bezeichnet werden.¹⁾ Nachdem die genannten Brüder im Jahre 1386 die polnischen Dörfer Sielce und Klimontów, die einst mit Myslowitz schon vereint gewesen waren, aus den Händen des Petrus Szafraniec, der sie von Otto von Pilca erstanden hatte, wiedererwarben und dazu noch das im Teschnischen belegene Gut Pogonia kauften, teilten sie sich in ihren Besitz so, daß Vislaus Myslowitz behielt und Petrus Eigentümer von Sielce, Klimontów und Pogonia wurde. Es folgt dies aus einer umfangreichen, im Pfarrarchiv zu Myslowitz aufbewahrten Urkunde vom 11. April des Jahres 1397,²⁾ laut welcher ein Streit der genannten Vislaus und Petrus oder Petrassius mit einigen angrenzenden Gutsbesitzern um das Patronatsrecht in Myslowitz geschlichtet wird. Zwischen Nicolaus und Czadro von Zaborze, Abraham von Wojtowitz, Czadro von Kosmirzow, Derslaus von Koszyce, Katharina Clementine von Pawolowice einerseits — so berichtet uns das genannte etwas breitspurig abgefaßte Dokument — und den Edlen Vislaus von Myslowitz und Petrassius von Sielce andererseits ist nach dem im Jahre 1395 erfolgten Ableben des Pfarrers Petrus von Myslowitz, wegen der Ernennung eines Nachfolgers ein Streit um die Zahl der Stimmen entstanden, die einem jeden bezüglich des Patronatsrechts über die Parochialkirche in Myslowitz zustehen sollte, den die Beteiligten mit der Bitte um Schlichtung vor den Stuhl des Bischofs von Krakau brachten. Durch ein von dem Bischof dazu ernanntes Gericht wird anno 1397 der Streit endgültig beigelegt. Die Kirche in Myslowitz wird als wohl fundamementiert, in steinernen Mauern und Decke ausgeführt bezeichnet.³⁾ Auffallend ist, daß diesmal als mit Myslowitz vereint angeführt werden Kozinieć, Jast (Jazwiec), Rozdżin und Schoppinitz; Zalenze und Bogutschütz, welche Otto von Pilca besessen hatte, fehlen, dafür ist Kozinieć hinzugekommen, Brzenskowitz, Brzejinka und Dzieżkowitz fehlen also immer noch.

¹⁾ Inventarium privilegiorum in arce Cracoviensi, S. 196.

²⁾ Sectio XI, Nr. 5. Vidimus des Carolus Jacobus Wosniowski phil. Dr. Notarius der Diöcese Krakau aus dem Jahre 1652. Auffallend ist es, daß diese Urkunde dem forschenden Auge des eifrigen Myslowitzer Chronisten Dr. Lustig entgangen ist.

³⁾ Ecclesia de Myslowice in fundo fundamentaliter locata et fundata et in aedificio parietibus lapideis murata et tecto ac aedificiis et structuris aedificata et constructa.

Von den weiteren Besitzern von Myslowitz lassen sich noch einige aus den alten Gerichtsakten des Krakauer Landarchivs ermitteln. Hierbei ist jedoch die größte Vorsicht geboten, da um diese Zeit — wie aus den erwähnten Akten deutlich zu ersehen ist — ein auch im großen polnischen geographischen Wörterbuch nicht angeführtes Dorf Myslowitz in Polen, in der Nähe des Städtchens Szczyfociny existiert hat, das inzwischen eingegangen ist.¹⁾ Man muß sich daher in acht nehmen, die beiden gleichnamigen Ortschaften zu verwechseln. Auf unser Myslowitz glaube ich jedoch folgende Eintragungen der Krakauer Gerichtsbücher beziehen zu dürfen. Am 26. April 1398 verpflichtet sich ein gewisser Pacossius de Zastanpow, zum nächsten Martinitage an Petrus von Sielce und Wistko von Myslowitz 100 Mark zu zahlen.

Der hier genannte Wistko wird wohl mit dem uns schon bekannten Wislaus von Myslowitz identisch sein, umsomehr da er wiederum zusammen mit Petrus von Sielce genannt wird.²⁾ Eine Eintragung aus demselben Jahre nennt auch deutlich einen Wislaus von Myslowitz. Der Nachfolger des Wislaus war vermutlich Derslaus, da in einer Eintragung aus dem Jahre 1416 die aus einer Urkunde des Bogutschützer Pfarrarchivs bekannten Besitzer von Myslowitz Adam und Johannes als Söhne des Derslaus bezeichnet werden. Myslowitz erbt sich also in der familie des oben genannten Gnesener Erzbischofs Bodzanta fort und befand sich im Jahre 1414 im Besitz zweier Brüder Adam und Johannes. Die genannten Gebrüder überlassen dem Mathias, Müller auf der Mühle in Bogutschütz für die Parochialkirche des heil. Stanislaus und Dorothea zu Bogutschütz, den Fluß Radzanka in der Strecke vom Mühldamm an bis zu der damals sogenannten alten Furt. Außerdem geben sie dem Müller eine Wiese unterhalb der Mühle und ein Feld, das oberhalb des Teiches an dem Langen Damm gelegen ist. Als Zeuge fungiert neben dem Richter von Beuthen ihr Bruder (wohl Vetter?) Bodzanta von Sielce. Wie hieraus zu ersehen ist, war inzwischen Bogutschütz, das 1360 zu Myslowitz gehört hatte, 1397 aber mit diesem nicht vereint war, wiederum hinzugekommen.³⁾

¹⁾ In der Nähe dieses zweiten Myslowitz befanden sich die Güter Goluhowice, Jaronowice und Carnowa Góra, die auf die Gegend von Szczyfociny hinweisen. Auf dieses Myslowitz werden wohl auch einige Angaben im Liber beneficiorum von Dlugos zu beziehen sein, die auf das oberschlesische Myslowitz nicht passen.

²⁾ Als Besitzer des zweiten Myslowitz wird in einer Eintragung desselben Jahres ein Jasco de Mislowice genannt.

³⁾ Die Urkunde von 1414 de dominico (!) befindet sich in einem Vidimus des Magistrats von Nicolai vom 19. August 1588 im Pfarrarchiv zu Bogutschütz. Der Vidimus ist auch sub 1629 in das Myslowitzer Stadtbuch eingetragen und nach diesem bei Eustig abgedruckt und übersezt.

Die Gebrüder Adam und Johannes von Mysłowitz werden in den Krakauer Gerichtsakten häufig genannt und wir sehen aus diesen Eintragungen, daß trotzdem ihre Besitzungen im Herzogtum Ratibor lagen, der Schwerpunkt ihrer Geschäfte sie mehr nach Polen zog. Eintragungen vom 29. April 1421, dem 25. September und 7. November 1424 zeigen sie uns in Prozesse verwickelt, im ersten Fall mit Nicolaus Loszke de Ponte Regali, in beiden anderen mit Janussius de Morawicza. Am 1. Februar 1425 verpfänden die Edlen Adam und Johannes, leibliche Brüder und Erbherren in Mysłowitz¹⁾ dem Jakob Wierzylo von Łopuszno zwei Bauern und einen Kretscham in Czatkowitz (bei Krzeszowitz) für 50 Mark. Die beiden Brüder treten aber auch einzeln auf und zwar in den Jahren von 1421 bis 1455. Da im Jahre 1421 der eine Adam Buguczky de Mysłowicze genannt wird, ist es wahrscheinlich, daß sie den Besitz nicht mehr gemeinsam führten und daß Bogutschütz dem Adam allein gehörte. In den späteren Jahren kommt nur noch Johannes allein vor. Er führt in der Zeit den Zunamen Pranczek. Es ist aber keineswegs zu zweifeln, daß er der Besitzer unseres Mysłowitz und kein anderer ist. Es folgt dies daraus, daß er wieder in freundschaftlichen Beziehungen zu dem Besitzer von Sielce, Bodzanta, steht, wie auch daß das eine Mal das in der Nähe vom oberschlesischen Mysłowitz gelegene Bendzin zugleich erwähnt wird. Am 2. Juni 1452 sagt Bodzanta von Sielce gut für Pranczko (der Vorname Johannes fehlt) von Mysłowitz, der sich in seinem Prozeß gegen Siestrzyniec von Bendzin persönlich stellen soll. Am 24. November 1455 vermacht der Edle Bodzanta von Sielce für den Fall, daß er keine Nachkommen haben sollte, dem Johannes Pranczek von Mysłowitz den dritten Teil seines Besitzes. Johannes Pranczek von Mysłowitz wird noch außerdem öfter erwähnt.

Inzwischen hatte natürlich Mysłowitz die Geschicke des Herzogtums Ratibor, zu dem es politisch gehörte, mitgemacht, obwohl es nicht verschwiegen werden darf, daß die politischen Bande, die es mit dem Stammherzogtum vereinten, sehr locker waren und über die zu leistende Heeresfolge, die gleichfalls durch die Grenzen des Herzogtums beschränkt war, nicht weit hinausgingen. Der Umstand, daß die Besitzer, Otto von Pilca und seine Nachfolger, die Bodzantas und Pranczeks, auch außerhalb Schlesiens begütert waren, wird ihr Interesse für Mysłowitz wohl auch nicht erhöht, andererseits aber Mysłowitz dem Stammlande Ratibor immerhin entfremdet haben. Das Herzogtum Ratibor teilte sich im Laufe der Zeit in einige kleinere Herzogtümer, und Mysłowitz bildete einen Teil des

¹⁾ Nobiles Adam et Johannes fratres carnales, auch fratres germani, heredes in Mysłowicze.

sogenannten Herzogtums Sohrau-Pleß-Rybnik, an dessen Spitze wir um 1474 den berühmtesten Herzog Wenzel von Rybnik, einen Mann unbändigen Charakters und wilder Begierden, antreffen, und welches sich später wiederum in die Gebiete von Sohrau, Rybnik und Pleß teilte, wobei Myslowitz bei Pleß verblieb. Zwischen 1455 und 1477, aus welcher Zeit über Myslowitz keine Nachricht vorliegt, ist es aus dem Privatbesitz, in welchem wir es beinahe 100 Jahre gesehen haben, wieder in unmittelbaren Besitz des Herzogs gekommen. Wann und wieso dies geschehen ist, ist nicht bekannt. Es folgt dies jedoch aus folgendem.

Wenzel von Rybnik, — wie ihn seine Zeitgenossen für gewöhnlich nennen — Herzog von Troppau-Ratibor, wie er sich nennt, und Herr des Herzogtums Sohrau-Rybnik-Pleß, trug sich, wie es scheint, mit dem Gedanken, die ihm lästig gewordene böhmische Lehnshegemonie, unter der er sich befand, abzuschütteln und sich mit seinem Besitz an Polen anzuschließen oder denselben an Polen loszuschlagen. Wir sehen ihn daher häufig am Hofe des Königs von Polen, dessen Gunst er augenscheinlich genießt. Abenteuerlich wie er war, verbrachte er einen Teil seines Lebens in Fehde mit fast sämtlichen Fürsten der angrenzenden Fürstentümer. 1475 war es ihm schlecht ergangen und hatten die Herzöge Przemko von Teschen, Viktorin von Münsterberg, Johann von Troppau und Leobschütz und Hans der Jüngere von Troppau und Ratibor ihn gar arg in die Enge getrieben. Als die verbündeten Fürsten Rybnik, das Hauptkastell, erobert hatten und Sohrau zu belagern angingen, wandte sich Wenzel um Hilfe an den König von Polen. Am 6. Juni 1475 wurde zwischen ihm und seinen verbündeten Gegnern durch Jakob Debiński, Kanzler des Königreichs Polen und Starost von Krakau, ein Friede vermittelt. Der Friede kostete Wenzel sehr viel. Es gelang ihm bezüglich Sohrau und Rybnik nur die Landeshoheit zu retten, und nur das Gebiet von Pleß verblieb in seinem unmittelbaren Besitz. Einen Teil dieses Besitzes, und zwar Myslowitz samt den Dörfern Koziniec, Dziętkowiz, Jazwice, Brynow, Jalenze, Schoppinik, Rozdzin, Bogutschütz und Brzenskowitz wie auch Radzionkau mußte er an den genannten Jakob Debiński, vermutlich als Lohn für seine Bemühungen um die Herstellung des Friedens, um eine größere Summe Geldes verpfänden. Dieser bezeugt ihm am 14. August, daß er einen Teil der Pfandsumme wieder zurückerhalten und daß er die Güter dem Herzog herausgeben, sobald er auch den Rest erhalten haben werde.¹⁾ Ob Wenzel selbst oder erst einer seiner Nachfolger Myslowitz wieder vollständig eingelöst hat, ist nicht bekannt, jedenfalls muß dies schon vor dem 25. Juli 1498 geschehen sein.

¹⁾ Registrum S. Wenceslai (Cod. dipl. Silesiae B. VI), S. 97.

Wenzel verlor inzwischen seinen Besitz vollständig. König Matthias von Ungarn zog Plesß in seinem Eroberungszuge gegen Schlesiens ein und verpfändete es am 16. Dezember 1474 dem Herzog Heinrich dem Jüngeren von Münsterberg. Heinrich trat es an seinen Bruder Viktorin ab, und von diesem erwarb es Herzog Kasimir von Teschen. Es ist natürlich, daß Herzog Wenzel und nach seinem Tode seine Witwe die Einziehung des Plesser Landes durch Matthias nicht anerkannten. In welcher Weise der Streit zwischen den neuen Inhabern von Plesß und den Erben Wenzels beigelegt wurde, kommt hier nicht in Betracht. Laut einer Eintragung in den oft citierten Gerichtsakten des Krafauer Landarchivs schloß die Witwe Wenzels am 25. Juli 1498 einen Vertrag mit Paulus Czarny, Zupparius (Aufseher der Bergwerke) von Krafau, durch welchen sie sich verpflichtet, das Herzogtum Plesß (ducatum Plsczinensem), wenn sie es wiedererlangen sollte, mitsamt den Städten Plesß, Nicolai, Berun und Myslowitz und allen dazu gehörenden Dörfern u. dem genannten Paulus Czarny gegen dessen Besitzungen abzutreten. Die Herzogin hat auch eine kleine Anzahlung (600 Gulden) schon erhalten, vermutlich um die Kosten des Prozesses zu bestreiten, den sie gegen Herzog Kasimir von Teschen, damaligen Inhaber von Plesß, angestrengt hatte. Jedenfalls ergibt sich aus der Urkunde, daß Myslowitz, da es namentlich angeführt wird, schon wieder eingelöst und wieder in unmittelbarem Besitz des Landesherrn sich befunden haben muß. Dies blieb der Fall bis 1556, in welchem Jahre Myslowitz samt den Dörfern Rozdzin, Bogutschütz mit dem Hammer, Zalenze, Brzezinka, Brzenskowitz und Dzieszkowitz und den inzwischen wüst gewordenen Dörfern Jast, Kozinie und Schoppinitz an Stanislaus Salomon von Benediktowitz verkauft wurde.

Beilage.

Herzog Johann von Troppau-Ratibor bestätigt dem Otto von Pilca den Besitz von Myslowitz.

Nicolaus dei gracia Oppavie et Rathiborie dux omnibus imperpetuum. exaltat potencia(m) principum munifica remuneracio subditorum, quia recipiencium fides crescit ex premio et alii ad obsequendum devocius provocantur exemplo. Eapropter ad universorum noticiam tenore presencium volumus pervenire, quod nos grata et fidelia servicia, que dilectus nobilis miles Otto dictus de Pylcz indesinenter impendit et impendere cum omni promptitudine non desistit, attenta mentis consideracione pensantes ipsumque liberaliter premiare volentes, sibi et heredibus suis et successoribus legitimis has villas sitas in terra

nostra Rathiboriensi, districtus Mycolow, videlicet villam Jazwicze et villam Zalanze, ex successione patru devolucionis ad ipsum immediate pertinentibus (!) similiter et villam Boguczycze cum villa Rozdzen et cum opido Myslowicze et cum villa Schepyencze suis privatis peccunys emptis et compratis, cum omnibus earum iuribus et dominys iuris theutunicalis consuetudine instauratis dudum erectis moribus metis et gadibus ad eas pertinentibus, videlicet iurisdicione, honore, pleno et mero dominio et specialiter iure patronatus earum, cum agris cultis et incultis, pascuis, pratis, montibus, vallibus, planis, silvis, rubetis, aquis aquarumve decursibus, molendinis factis et fiendis, mellificys in villis vel nemoribus, censibus, redditibus, et fructibus quibuscunq̄ nominibus nominari possunt, eciam piscacionibus, aucupacionibus, venacionibus omnium animalium, sive sint parva sive magna, cum omnibus rettis et cum canibus venari et mactari damus, concedimus et donamus permittentes ipsum et suos successores legitimos fiendos liberum et liberos mactare qualicumque modo poterit, in terra nostrorum nemorum et silvarum, dantes eciam et concedentes sibi et heredibus suis successoribus legitimis omne ius ducale, nil nobis vel nostris legitimis successoribus reservantes; insuper prefatus dominus Otto petitionibus nobis supplicavit, quod omnia bona quecunq̄e habet in terra nostra Rathiboriensi et in districtu Mycolow sibi dilimitaremus alias wygranyczyli. nos vero considerantes sua diuturna servicia dicto Ottoni heredibus et successoribus legitimis (incho)ando a fluvio Prze(msa) (eundo usque) ad quercum que dicitur Kramarzow Dambek, a dicta quercu usque per vulgariter Pogorzelec a Pogorzelec vulgariter Lubowka, a dicto monte transeundo directe secus montem vulgariter Bedlna, a dicto monte Bedlna recte eundo usq̄e ad fluvium transeundo iuxta mericam et penes silvam quousq̄e ad fluvium vulgariter Bolyna, ab eodem fluvio Bolyna usque et secus . . . usq̄e iuxta prata monachorum vulgariter Lanki per viam, vocatam Przechnycza, recte transeundo usq̄e ad silvam dictam Mokra et penes dictam silvam Mokra transeundo usque ad fluvium Klodnycza, a fluvio dicto recte eundo usq̄e ad silvam vulgariter Ogony, a dicta silva recte transeundo per mericam vulgariter Kochlowa Lanka, a dicta merica eundo viam recte per silvam usq̄e ad mericam, a dicta merica transeundo versus manum sinistran: usq̄e ad viam, que appellatur vulgariter Krzyz, a prenotata via recte tendendo usq̄e ad fluvium, qui nominatur Rozdzanka, a Rozdzanka tendendo super fluvium dictum Ossyek, a dicto fluvio tendendo usque ad viam, que procedit de Elgoth, ab eadem via tendendo usque ad quercum magnam

locatam versus viam magnam, a dicta quercu usque ad mericam vulgariter Kamionka, a dicta merica tendendo recte ad montem, qui dicitur Czyskowa, a monte dicto tendendo recte ad mericam nec non per silvam vulgariter Lysse Blotto et a prefata silva recte per mericam usque ad fluvium, qui vocatur Rozdzanka, concedentes itaque sibi et suis heredibus et successoribus legitimis titulo perpetuitatis possidenda tenenda et habenda, pervendenda, permutanda, donanda et in suos suorumque usus successorum placidos, prout sibi et suis posteris melius videbitur expedire. servitium eciam idem noster sepedictus Otto cum una hasta in terra nostra Rathiboriensi, nullas extra metas exeundo, impendere tenebitur, sibi de domo ad domum pro dampno promittentes, in cuius rei testimonium presentes conscribi et eas maiori nostro sigillo roborari fecimus. Actum et datum in Plessina proxima feria tertia ante festum sancte Lucie virginis, anno domini millesimo trecentesimo sexagesimo. presentibus nostris fidelibus Sbymkone de Tworkow, Niczkone dicto Stral, Pascone de Baruczwerde militibus Milothone de Tworkow, Budgziboycone dicto Jayca, Sthephano dicto Rasschicz et Franczolino curie nostre prothonotario plebano in Grecz in testimonium omnium premissorum.

(Orig. Perg. Siegelschnur erhalten.)

Alkoholmissbrauch in Oberschlesien.¹⁾

Von

Bürgermeister August Schneider, Kattowitz.

Das Uebel des übermäßigen Schnapstrinkens ist in unserem Industriebezirke und in Oberschlesien überhaupt besonders verbreitet, und deshalb empfinden wir auch seine bösen Wirkungen auf das Volk stärker als in anderen Landesteilen. Man hört sehr oft und nicht ohne Grund die Klage Fremder, die vorübergehend hier weilen, daß man nirgends so viele Berauschte auf den Straßen sehe wie in Oberschlesien. Ich habe aber den Eindruck, als sei das vor 20 Jahren, als ich in den Bezirk kam, schlimmer gewesen. Insofern ist jedoch eine Änderung zum Schlechten eingetreten, als die Zahl der Jugendlichen unter den Angetrunkenen eine verhältnismäßig viel größere geworden ist. Wer die Entwicklung der Verhältnisse aus eigener Anschauung kennt, wird mir hierin beipflichten.

¹⁾ Vergl. den ebenso betitelten Aufsatz desselben Verfassers in Heft I S. 15. ff.

Der Staat hat ein überaus großes Interesse daran, dieser Volkskrankheit mit allen Mitteln entgegenzutreten. Denn hauptsächlich auf ihren Einfluß ist die Thatsache zurückzuführen, daß die Ergebnisse des Aushebungsgeschäfts seit einigen Jahren in unserem Bezirke sich wesentlich verschlechtert haben. Die Zahl der Rekruten nimmt nicht in dem Maße zu, wie die Bevölkerung wächst, und die Verhältniszahl der Tauglichen sinkt dauernd. Erwägt man nun, daß der Industriebezirk allein weit mehr als eine halbe Million Einwohner hat, so leuchtet es ohne weiteres ein, welche Wichtigkeit diese Sache für den Staat haben muß.

Nun wäre es ja zweifellos das sicherste Mittel zur Bekämpfung des Übels, wenn man sich entschließen könnte, den Verkauf stark alkoholhaltiger Getränke zum Genuße ganz zu verbieten. Man ist diesen Weg in Schweden und in einigen Staaten Nordamerikas gegangen und hat anscheinend damit vollen Erfolg erzielt. Ich würde nicht einen Augenblick zögern, einem Vorschlage zuzustimmen, der das Gleiche für unser Land bestimmt, weil ich glaube, daß man die drohende Gefahr gar nicht groß genug veranschlagen kann. Ich bin davon überzeugt, daß in wenigen Jahrzehnten ein vollständiger Heilungsprozeß durchgeführt sein würde. Nun ist aber der Spiritus außer dem Zucker das wichtigste Nebenprodukt unserer Landwirtschaft, und diese kann ihn gegenwärtig gar nicht entbehren. Zwar rechnen, wie ich gelesen habe, einzelne Sachverständige mit der Möglichkeit, der zur Zeit übergroße Anbau der Kartoffel könne durch den Übergang zur intensiven Viehzucht und zur Kultur anderer Bodenfrüchte entbehrlich gemacht werden. Dann würde dieses wichtigste Moment gegen jenes Radikalmittel in Fortfall kommen.

Mir erscheint aber eine solche Umwälzung in der Landwirtschaft überaus unwahrscheinlich. Deshalb und weil auch von anderen Seiten mit möglichster Kraft gegen ein solches Verbot Widerstand würde geleistet werden, nehme ich an, daß wir in Deutschland leider niemals in die Lage kommen werden, das Beispiel jener Länder nachzuahmen. Man wird also dauernd darauf angewiesen sein, mit kleinen Mitteln der Branntweinpest soweit als möglich zu begegnen.

Unter den Waffen, welche dem Staat im Kampfe gegen die Trunksucht zu Gebote stehen, ist die wichtigste die Polizeigewalt. In unserem Bezirke hat man sie in ausgiebiger Weise angewendet, und es ist anzuerkennen, daß einige Bestimmungen, welche jetzt schon seit Jahren in Kraft stehen, günstige Wirkungen gehabt haben. Ganz besonders gut hat sich das Verbot des Verkaufes von Branntwein an Kinder und in den frühen Morgenstunden bewährt. Dadurch wird der Schnapskonsum im Hause und in der Arbeitsstätte eingeschränkt.

In letzter Zeit ist viel darüber gestritten worden, ob es nötig und namentlich ob es zweckdienlich ist, den Betrieb der Schankstätten in den Abendstunden zu verkürzen. In vielen Kreisen des Bezirks ist allgemein die Schließung der sogenannten gewöhnlichen Kneipen um 9 Uhr vorgeschrieben worden. Ob diese Anordnung das gewünschte Ziel der Einschränkung des Branntweingenusses haben wird, muß abgewartet werden. Möglicherweise bewirkt man nur, daß das Trinken in den Wohnungen anstatt in den Schänken geschieht; denn wer nach 9 Uhr noch Schnaps genießen will, der wird sich ihn vorher kaufen und mit nach Hause nehmen. Es wäre also zu befürchten, daß die Arbeiter, weil sie so spät nicht mehr in Wirtschaften verkehren können, zum Zwecke des Trinkens sich gegenseitig besuchen, und dann würden die Zechgelage ohne polizeiliche Kontrolle und ohne die Möglichkeit zeitlicher Einschränkung stattfinden. Es kann aber auch sein, daß diese unerwünschte Folge ausbleibt und daß, weil die Zugkraft der Kneipe in Fortfall kommt, diejenigen Arbeiter, welche bisher an ihren Besuch bis 10 Uhr gewöhnt gewesen sind, sich mit der Neuerung abfinden, wie sie vor Jahren auch die Schließung der Schänken um 10 Uhr ohne Schwierigkeit aufgenommen haben. Sehr zweckdienlich ist ferner die Bestimmung, daß Alkohol nicht in denselben Räumen verkauft werden darf, in denen andere Kaufmannswaren feilgehalten werden. Einen guten Einfluß hat auch die Vorschrift, daß die Listen der Trunkenbolde in den Schankstätten der Gemeinden bezw. der Amtsbezirke an besonders auffälliger Stelle ausgehängt werden müssen. Allerdings kann diese Anordnung nur für Schnapskneipen Zweck haben, denn nur auf diese Besucher ist ihre Wirksamkeit berechnet. Andererseits dürfte ihre Verschärfung insofern angezeigt sein, als jede Liste nicht nur in den Branntweinschänken des Amtsbezirkes oder Wohnorts des Säufers aushängen müßte, sondern auch in denjenigen der Nachbarorte innerhalb einer zu bestimmenden Entfernung. Unsere Ortschaften liegen so dicht an einander und oft sogar im Gemenge, daß eine solche Erweiterung geboten erscheint.

Hierher rechne ich endlich auch die Strenge, mit welcher gegen die Vermehrung der Schankwirtschaften seitens der zur Konzessionserteilung berufenen Verwaltungsbehörden vorgegangen wird. Zwar sollen dieselben bei der Entscheidung über ein vorliegendes Gesuch sich nicht von polizeilichen Rücksichten allein bestimmen lassen. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß bei der Beurteilung der Bedürfnisfrage, welche ja in den weitaus meisten Fällen die ausschlaggebende Rolle spielt, die Spruchbehörde sich das Streben der Polizeigewalt zu eigen macht, die Zahl der Branntweinschänken nicht zu vermehren, sondern nach Möglichkeit zu vermindern. Niemand wird bestreiten, daß mit der Zahl der Schnapskneipen auch die Gelegenheit zum

Trinken vermehrt, damit die Trunksucht gefördert und die polizeiliche Aufsicht erschwert wird.

Dieses Vorgehen ist also durchaus notwendig und im Interesse der Volksgesundheit zu billigen. Allerdings hat es auch eine Wirkung gehabt, die unbeabsichtigt und wichtig genug ist, um von zuständiger Seite eingehender Erwägung unterzogen zu werden. Die Einwohnerzahl unseres Industriebezirkes hat in den letzten 10 Jahren in ganz besonderem Maße zugenommen, und sie wird mit der Entwicklung des Kohlenbergbaues auch dann weiter wachsen, wenn die Eisenindustrie stillstehen oder zurückgehen sollte. Dagegen ist die Zahl der Branntweinschänken an einzelnen Orten gesunken und selbst da, wo sie gestiegen, doch lange nicht in dem Verhältnisse der Zunahme der Bevölkerung vermehrt worden. Die Folge ist begreiflicherweise, daß die vorhandenen Schnapskneipen einen wesentlich größeren Zuspruch als früher haben, daß Einnahmen und Verdienst der Inhaber gewachsen sind und daß damit auch der Wert der Schankstätte bedeutend erhöht worden ist. In Kattowitz z. B. wurden vor einiger Zeit innerhalb weniger Wochen drei Häuser verkauft, in welchen sich solche Konzessionen befanden. Der Kaufpreis war in allen drei Fällen auf rund 50 000 Mk. über den wirklichen Immobilienwert festgesetzt. Auch neuerdings ist stets ein solcher Überpreis in derselben Höhe bedungen worden. Diese Summe kann also als der gegenwärtige Wert einer hiesigen Schnapskonzession angenommen werden. Wenn nun bei uns wie bisher die starke Zunahme der Bevölkerung andauert, so wird bei dem Festhalten an jenem Grundsatz selbstverständlich auch jede bestehende Branntweinschänke immer mehr an Verkaufswert gewinnen. Das ist aber eine ungesunde Entwicklung, und sie wird sicherlich, da wohl in allen Industriegegenden ähnliche Verhältnisse bestehen dürften, mit der Zeit als ein allgemeiner Übelstand empfunden werden, dessen Beseitigung erfolgen muß. Man würde demselben aber leicht vorbeugen und Abhilfe schaffen können, wenn das Prinzip zur Anwendung gebracht wird, welches meines Wissens in Hessen und in anderen deutschen Staaten für die Apotheken eingeführt ist.

Dort bestimmt jede Gemeinde die Zahl der Apotheken in ihrem Weichbilde und verpachtet die einzelne Konzession. Wenn man dieses System bei uns in Bezug auf das Gast- und Schankwirtschaftswesen allgemein oder auch nur auf die Schnapschänken anwenden würde, so dürfte damit das Richtige getroffen sein. Es ist nicht zu befürchten, daß zu viele Konzessionen würden vergeben werden. Der Gemeinde nützen wenige gute Steuerzahler mehr als viele Kleine. Sie wird also im wohlverstandenen eigenen Interesse eine ungesunde Vermehrung der Schankstätten verhindern, während andererseits eine etwaige besonders starke Zunahme der Bevölkerung

die mit den örtlichen Verhältnissen vertrauten Mitglieder der Gemeindebehörde zur Erteilung neuer Berechtigungen im Falle wirklich vorhandenen Bedürfnisses von selbst veranlassen muß. Sollte aber der Gesetzgeber, wenn er die Möglichkeit einer solchen Regelung der Frage prüft, den Vorbehalt einer Sicherung gegen etwaige Willkür für unerlässlich erachten, so kann er ja die Mitwirkung des Bezirks- bzw. des Kreis Ausschusses in geeigneter Weise anordnen.

Mit Hilfe der Polizei kann der Staat dem Alkoholismus insoweit entgegenarbeiten, als er sich in der Öffentlichkeit zeigt; er wird damit einige besonders schlimme Folgeerscheinungen dieser Volkskrankheit beseitigen oder mildern, aber dieser selbst ist durch solche Mittel nicht beizukommen. Dagegen kann er sie mit Aussicht auf einigen Erfolg durch zielbewußte kräftige Arbeit auf dem Gebiete der Volkserziehung bekämpfen. Auf die Erwachsenen ist durch die Volksbibliotheken, Unterhaltungsabende, Theateraufführungen und Volksbelustigungen einzuwirken, die man gegenwärtig im Interesse der Förderung des Deutschtums anscheinend mit guten Ergebnissen allerwärts einrichtet. Sie werden zugleich auch gute Mittel gegen die Trunksucht sein. Der oberschlesische Arbeiter ist durchaus empfänglich für derartige Einflüsse, und es ist sehr wohl möglich, daß nach und nach der sich entwickelnde Sinn für solche Belustigungen weite Kreise dem übermäßigen Genuß des Branntweins entfremdet. Ich gebe mich in dieser Beziehung nicht übertriebenen Erwartungen hin; die Hoffnung, der ich eben Ausdruck gab, habe ich durch die Erfahrungen gewonnen, welche wir in Kattowitz mit den Mikroskopvorstellungen des Flottenvereins in 1901 und 1902 gemacht haben.

Die eigentliche Thätigkeit aber auf dem Gebiete der Volkserziehung fällt der Schule zu. Ich will hier nur darauf hinweisen, wie vielleicht mit ihrer Hilfe eine Besserung in Betreff der Jugendlichen von 14 bis 16 Jahren zu erzielen ist und enthalte mich im übrigen jeder weiteren Ausführung auf diesem mir nicht genügend vertrauten Gebiete.

Was nun die Mitwirkung der nichtstaatlichen Kräfte in dem Kampfe gegen den Alkohol anlangt, so beweist die gerade in Oberschlesien neuerdings hervorgetretene Neigung zur Gründung von Mäßigkeitsvereinen, in wie weiten Kreisen die dem Volke drohende Gefahr und die Notwendigkeit der Abwehr erkannt wird. Dem Staate muß jeder Mitstreiter willkommen sein, und deshalb unterstützt er ja auch die sich bildenden Vereinigungen nach Möglichkeit. Nun ist zuzugeben, daß dieselben an sich allerdings geeignet sein würden, große Erfolge zu erzielen, zumal wenn die katholische Geistlichkeit ihr Interesse ihnen auch weiterhin zuwendet. Aber ich fürchte,

daß es mit diesen Bestrebungen ebenso gehen wird, wie es vor 50 Jahren mit den ganz gleichen Bemühungen gewesen ist.

Damals wurden ebenfalls unter Mitwirkung von Pfarrern und Kaplänen Vereinigungen gegründet, deren Mitglieder dem Branntwein abschworen. Solange die leitenden Persönlichkeiten da waren und thätig blieben, hatten die Vereine großen Zuspruch, mit deren Abgange verschwanden sie allmählich. Ich habe vor etwa 20 Jahren bei dem Amtsgericht in Myslowitz in mehreren Fällen alte Männer erklären hören, daß sie niemals Schnaps tranken. Das waren noch Leute aus jener Zeit; sie hatten Enthaltensamkeit gelobt. Nun wollte es aber das Unglück, daß sie sich in offenbar angeheitertem Zustande befanden; es stellte sich heraus, daß sie formell die Wahrheit gesagt hatten; sie tranken nach ihrer Meinung keinen Branntwein, sondern nur Wein, nämlich Cyder. Man hatte ihnen den angeblich unschuldigen Obstwein als Wein hingestellt, und damit waren die Männer in ihrem Gewissen beruhigt. So hat jene Bewegung geendet, und es steht zu befürchten, daß es jetzt nicht viel anders werden wird. Erst vor kurzem wurde mir von durchaus glaubhafter Seite erzählt, wie es in einem großen Dorfe des Bezirkes bei einem unlängst abgehaltenen Mäßigkeitsvergnügen hergegangen ist. Zuerst war alles im Oberstocke des Gasthauses um den Herrn Pfarrer bei Kaffee und Selter vereinigt; nach und nach verschwanden die Männer, und schließlich war der Geistliche mit einigen alten Frauen allein im Saale; unten aber in der Schankstättē herrschte ein größerer Betrieb als je zuvor. Wenn man den ober-schlesischen Arbeiter dem Schnapsgenusse, der ja für ihn zumeist das einzige, wenn auch eingebil-dete Vergnügen bildet, entfremden will, muß man ihm andere Zerstreuungen und Belustigungen bieten, als Kaffee und Kuchen.

Viel größeren Gewinn verspreche ich mir von der Einwirkung der Verwaltungen unserer industriellen Werke. Sie haben schon manchen großen Erfolg aufzuweisen. Ich darf ihre Thätigkeit als bekannt voraussetzen. Sie hat den großen Vorteil gegenüber der Arbeit der Vereine voraus, daß sie unabhängig ist von dem Wechsel der Personen. Außerdem stehen ihr größere Geldmittel und dann auch zumeist mehr und geeignetere Personen zur Verfügung. Die Beamten und Arbeiter werden eben zur Mitarbeit auf dem Gebiete des Kampfes gegen die Trunksucht kommandiert, und auch diejenigen, die nicht aus eigener Überzeugung mitthun, müssen es, weil es für sie Dienst ist. Ich glaube aber, soweit ich unterrichtet bin, annehmen zu dürfen, daß weitaus die Meisten von ihnen nicht nur gezwungen an den Werken zur Förderung des Arbeiterwohles, welche ja fast alle zugleich dem Kampfe gegen den Branntwein dienen, mitarbeiten, sondern auch mit Lust und Liebe zur Sache.

Schließlich sei mir gestattet, nochmals auf die Frage zurückzukommen, welche ich für die zur Zeit wichtigste halte. Wenn man erreichen will, daß unser Volk dem Brauntweingenuße nach und nach entfremdet werden soll, so muß man zunächst dafür sorgen, daß das heranwachsende Geschlecht davor bewahrt werde, sich ihn erst anzugewöhnen. Um dies zu erlangen, ist aber zu allererst nothwendig, Fürsorge zu treffen für eine Organisation, welche die geregelte Beschäftigung der Jugendlichen gerade in der kritischen Zeit sicher stellt, in der sich die Meisten den Hang zum Müßiggange und zum Trinken angewöhnen. Es wird sehr schwer sein, einen Weg zu finden, welcher geeignet ist, diesem Zwecke zu genügen. Aber er muß gefunden werden, wenn nicht alle sonst angewendete Mühe vergeblich sein soll.

Fortschritte in der Bodenkultur auf der Standesherrschaft Plesß.

Vom

fürstlich Plesß'schen Meliorationstechniker Krause, Plesß.

Im vorigen Sommer besuchte der Landwirtschaftsminister v. Podbielski in Begleitung der Spitzen der Provinzial- und Regierungsbehörden den Kreis Plesß, um sich an Ort und Stelle über die Verhältnisse der hiesigen Wasserregulierungs-Genossenschaften zu orientieren. In der That bildet die Gründung und Entwicklung dieser Genossenschaften ein wichtiges und interessantes Kapitel in der Geschichte der Bodenkultur der Provinz Schlesien.

Am Anfang des vorigen Jahrhunderts zeigte die Gegend bei Plesß im Vergleich mit anderen Gebieten Schlesiens recht geringe Kultur. Die großen, teilweise noch urwaldähnlichen Forsten waren schwer zugänglich, und die nicht mit Holzungen bestandenen Flächen waren meist nasse Äcker mit geringer Humuskrume, sumpfige Wiesen oder — wie besonders alle Terrainmulden und Flußniederungen — zu Fischteichen eingerichtet. Einige dieser größeren Teiche mit dauerndem reichlichen Zufluß dienten auch als Sammelteiche für das Betriebswasser für Eisen- und Glashüttenwerke, z. B. Paprozan, Gostyn, Berun, Idahütte, Wessolla etc. Die Gegend war ein Vergnügen für Jäger und Fischer; aber für den Land- und Forstwart war sie das Feld schwerer Kulturarbeit, deren Durchführung sich nicht nur der Mangel an guten Verkehrswegen entgegenstellte; die eigenartigen, kulturell äußerst ungünstigen Bodenverhältnisse, das Klima und die noch ungebildete Landbevölkerung sowie die politisch-geographische Lage — Grenze mit

Österreich und Rußland — boten der Kulturentwicklung unglaubliche Schwierigkeiten.

Der Boden auf den Höhen ist zumeist Diluvium, in den Niederungen alluviales Gebilde und besteht mit wenigen Ausnahmen bis in Tiefen von mehreren hundert Metern aus einem mehlfinen Sand mit etwas grauer Thonbeimengung. Er hat ein hohes Kapillarvermögen, ist bei seinem außergewöhnlich dichten Gefüge höchst undurchlässig und deshalb kalt, verschlossen und eisenorydhaltig. Die Landwirtschaft und Viehzucht war daher auf sehr niedriger Stufe. Die mageren nassen Wiesen und Weiden — zum größten Teil Niederungsmoor — ernährten nur einen elenden Viehstand; die Dünger-Produktion war daher minimal.

Das Klima ist ein feuchtes und dabei durch die südliche Vorlagerung der Karpathen (Beskiden bis zur Höhe von ca. 1700 m) ein rauhes, denn nur West-, Ost- und Nordwinde haben ungehinderten Zutritt. Der große Wald und der undurchlässige Boden erzeugen starke Verdunstung und kalte Luftschichten, welche die feuchten Westwinde zur Kondensation und zum Niederschlag bringen. Der Letztere beträgt fast 900 mm im jährlichen Durchschnitt, die meist so verteilt sind, daß im Juni, Juli und August die größten Niederschläge, im Herbst die wenigsten fallen. Daher sind die Heu- und Getreide-Ernten sehr oft nicht einzubringen und verfaulen, und auch die Kartoffeln — das Haupt-Nahrungsmittel der hiesigen Bevölkerung — bringen nur geringe Erträge.

So kam es, daß häufige Mißernten und eine gewisse Unwirtschaftlichkeit der Bevölkerung öftere Notstände im Gefolge hatten und der große Notstand von 1846 und 1847 eine schwere Hungertyphusepidemie verursachte.

In den Jahren 1878, 1879, 1880 und 1881, die hier ganz ungewöhnlich reich an Niederschlägen waren, verfaulten die Ernten ebenfalls, das Futter verschlammte durch den Austritt der Gräben und Flüsse und war unbrauchbar, und wiederum drohte ein schwerer Notstand der Bevölkerung. Doch nun konnten nicht mehr so schlimme Folgen eintreten wie in den Jahren 1846 und 1847. Eisenbahnen und bessere Wege ermöglichten eine schnellere Zufuhr von Lebensmitteln aus anderen Gegenden, und Staats- und Kommunalbehörden griffen rechtzeitig und energisch ein, um nicht nur die augenblickliche Not zu lindern, sondern dauernde Abhilfe zu schaffen.

Die Bereisungen der notleidenden Gegend durch die Staatsminister, den Oberpräsidenten, Regierungspräsidenten und die Dezernenten der Centralbehörden, sowie die Beratungen mit den Lokalbehörden und Einwohnern zeitigten Vorschläge zu Maßnahmen, die geeignet waren, diesen Landstrich dauernd kulturell zu heben. Abgesehen von zahlreichen Schulneubauten, Vermehrung der Lehrer und Lehrmittel, galt die Sorge der Vermehrung be-

festigter Straßen. Es entstanden bald mehrere dieser Notstandsstraßen erster, zweiter und dritter Ordnung, je nach dem Verkehrsbedürfnis, und die hierdurch geschaffene Arbeits- und Verdienstgelegenheit war schon ein Segen für die entmutigte Bevölkerung, die besonders in den Grenzdörfern mit Vorliebe dem Schmuggel sich hingab. Weiter aber galt es, den Boden zu verbessern, ihn ertragreicher zu machen durch Hebung der Viehzucht und des Futterbaues, durch Melioration der versumpften sauren Wiesen, Vorflutbeschaffung, Flußregulierungen. Hier waren reiche Mittel und große Energie notwendig, um erfolgreich wirken zu können. Das sogenannte Notstandsgesetz vom 3. Februar 1880 und das sogenannte Wasser-Genossenschaftsgesetz vom 1. April 1879 zeugen von der Fürsorge und Thätigkeit der Staatsbehörden und Abgeordneten. Denn nun konnten durch die Bewilligung von sechs Millionen Mark und durch die geschaffenen gesetzlichen Grundlagen umfangreiche Meliorationen in Oberschlesien und besonders auch im Kreise Pleß vorgenommen werden, welche die Basis bilden für die dann intensiver zu betreibende Landwirtschaft.

Zahlreiche und umfangreiche Drainage-Genossenschaften wurden ins Leben gerufen; viele Hunderte von Arbeitern fanden reichlichen Verdienst bei Ausführung der Drainagen, deren Wirkung gerade hier in diesem undurchlässigen, kalten, versauerten; feinkörnigen Boden besonders augenfällig in die Erscheinung trat, ein Beweis, daß dies ein fundamentales Mittel ist, derartige Bodenverhältnisse für die Erzeugung von Kulturpflanzen fähiger zu machen. Nicht nur der zu hohe Grundwasserstand wird durch die Drainage auf die erforderliche unschädliche Tiefe gesenkt, die den sinkenden Wasserfäden nachströmende sauerstoffreiche atmosphärische Luft zersetzt und erwärmt den kalten Boden, bindet schädliche Säuren, und die animalischen und künstlichen Düngemittel können erst durch die Entwässerung zur vollen Wirkung gebracht werden. Die Pflanzenwurzeln dringen tiefer in den Boden und erobern sich ein reicheres Nahrungsgebiet. Die Felder können im Frühjahr eher bestellt werden, wodurch die hier sehr kurze Vegetationsperiode verlängert wird. Der Stand der Pflanzen wird üppiger, widerstandsfähiger gegen schädliche Einflüsse des Frostes, der Hitze und der Insekten.

Allerdings hat sich die Einsicht und Erkenntnis dieser Vorteile der Drainage bei der Bevölkerung leider sehr langsam Bahn gebrochen, und es bedurfte des größten Eifers und beharrlichster Energie, um trotz des vielfachen Widerstandes der Landwirte gegen Neuerungen einen so großartigen Erfolg zu erzielen, wie die zahlreichen und fortgesetzt sich mehrenden Drainage-Genossenschaften in Oberschlesien beweisen.

Bis jetzt sind z. B. im Kreise Pleß 25 Drainage-Genossenschaften mit einer Gesamtfläche von rund 2500 ha vorhanden. Hierzu tritt noch eine

überschläglicly mehr als doppelt so große Fläche privatim ausgeführter Drainagen, so daß von überschläglicly rund 60 000 ha Ackerfläche des Kreises bereits rund 10 000 ha drainiert sind. Hierzu muß hervorgehoben werden, daß schon vor 40 Jahren umfangreiche Flächen auf der Herrschaft Pleß drainiert wurden, die durch ihren Erfolg vorbildlich waren für die weitere Ausdehnung dieser Art der Bodenkultur im Kreise Pleß und die Notwendigkeit derselben zweifellos bestätigten, umsomehr, als auch die Rentabilität der Kosten, im Mittel 200 Mk. pro ha, auch hier noch ganz zweifellos nachzuweisen war. Denn die eigenartigen Bodenverhältnisse erfordern eine erheblich engere Anlage der Drainstränge, 8 bis 12 m anstatt 14 bis 18 m anderwärts, wo die Kosten nur 160 Mk. pro ha betragen.

Neben der Herstellung von befestigten Straßen und Drainagen ging die Bildung von Genossenschaften zur Melioration der Wiesen, Regulierung der Flußläufe, Einrichtung einer besseren Wasserwirtschaft einher und sind hier unter verschiedenen kleineren Anlagen im Kreise Pleß besonders die beiden je rund 800 ha umfassenden öffentlichen Wasser-Genossenschaften

a) zur Regulierung der Gostine und Mleżna und

b) zur Regulierung des oberen Weichsel-Mühlgrabenthales

zu nennen, die beide in den Jahren 1882 und 1883 gebildet wurden und deren lehrreiche Entwicklung hier kurz skizziert werden soll.

Die öffentliche Wasser-Genossenschaft zur Regulierung der Gostine und Mleżna, deren Statut vom $\frac{18. \text{ Juli } 1882}{18. \text{ Juli } 1896}$ datiert, umfaßt rund 800 ha

der Ortschaften Paprożan, Urbanowiz, Altberun, Jajost, Kopain, Biażowiz, Jedlin, Boischow, Tannendorf, Cielmiz im Kreise Pleß und bezweckte die Regulierung der Gostine und des in diese mündenden Mleżnaflusses, soweit die eben genannten Ortschaften beteiligt sind und angrenzen. Die beiden Flüsse waren bis dahin gänzlich vernachlässigt, sich selbst überlassen worden und boten ein trauriges Bild von Sumpfwildnis, in welcher der Flußlauf mit seinen zahlreichen Windungen kaum noch zu erkennen war und der nur in trockenster Zeit in seine Ufer zurückging, bei geringen Niederschlägen aber sofort ausuferte.

Schilf, Seggen, Moose, Rohr und andere Sumpflvegetation mit Erlen- und Weidengebüsch war die nur im Winter bei Frost zugängliche, zur Streu zu gewinnende Nutzung des meist moorigen Bodens.

Diese Zustände änderten sich sofort mit der Regulierung der beiden Flüsse; die bestehenden Mühlenrechte wurden von der Genossenschaft angekauft und das Wiesengelände entsumpft, vor Hochwasser geschützt und zur Bewässerung mittelst Schleusen und Staudämmen nach dem Stauberiefelungssystem eingerichtet.

Hierbei war von dem Grundsatz ausgegangen worden, daß für die nicht leistungsfähigen Genossen die Staatsbeihilfe ohne Auflage der Rückgewähr nur für die Flußregulierung und die Stauschleusen nebst Zu- und Ableiter gegeben werde, für die Bewässerungs-Einrichtung im inneren Ausbau dagegen nur ein Darlehen, welches 5 Jahre zinsfrei zu gewähren sei und darnach mit 3% verzinst und mit 2% amortisiert werden muß. Letztere Summe erreichte die Höhe von rund 88 000 Mk., während die Regulierungskosten, welche für die nicht leistungsfähigen Besitzer der Staat übernahm, rund 240 000 Mk. betragen.

So waren die notwendigen Grundlagen zu einer intensiven Wiesenkultur geschaffen worden, aber der Erfolg blieb aus, weil der weitere notwendige und unerläßliche innere Ausbau, als die Binnenentwässerung der Stauberiefelungsreviere, Umbruch der verfilzten, moosigen, wertlosen Grasnarbe, Besamung mit guten Gräsern und die bei dem an Nährstoffen nicht übermäßig reichen Wasser noch erforderliche Düngung auf den meisten bäuerlichen Flächen nicht durchgeführt wurde. Nur auf den dem Fürsten von Pleß gehörigen Wiesen im Umfang von rund 150 ha erfolgte dieser innere Ausbau und mit dem gewünschten Nutzen. Die Genossenschaft hatte darauf die Notwendigkeit des weiteren Ausbaues der Wiesen bald erkannt und erreichte endlich auch für die nicht leistungsfähigen Besitzer die Bewilligung von öffentlichen Mitteln, nachdem die erforderliche Statutenänderung und die Umlegung des zerstückelten Besitzes stattgefunden hatte. Nunmehr sind diese inneren Meliorationsarbeiten in vollstem Gange, so daß in nächster Zeit auch für die bäuerlichen Flächen der ersohnte Erfolg zu erwarten ist.

Die Gesamtkosten betragen nunmehr rund 600 Mk. pro ha und der erzielte höhere Reinertrag auf den schon ausgebauten Wiesen rund 40 Mk. pro ha, so daß eine Verzinsung des Anlagekapitals von rund 6% erreicht ist, abgesehen von dem idealen Wert dieser Kulturarbeit im Hinblick auf die Erziehung der Bevölkerung zum Fleiß und zur Ordnung auf den Wiesen.

Die zweite auch rund 800 ha große öffentliche Wasser-Genossenschaft zur Regulierung des oberen Weichsel-Mühlgrabenthales ist mittels Statut vom 19. Oktober 1885 gegründet worden und umfaßt das Wiesengebiet im Weichselthal von den Ortschaften Deutsch-Weichsel, Groß-Weichsel, Lonkau und Goczalkowitz, Kreis Pleß. Auch hier waren die Flächen — wie im Gostinethal — versumpft. Wenige und mangelhaft unterhaltene Entwässerungsgräben konnten das bei Hochwasser der nicht vollständig eingedeichten Weichsel auf die Wiesen übergetretene Weichsel-Wasser und das aus dem eigenen Niederschlagsgebiet angesammelte Wasser mit dem Fallen der Weichsel nicht rasch genug abführen, so daß auch diese im zusammenhängenden Umfang großartige Wiesenfläche nur ein trauriges Bild für den

Kulturmenschen darbot. Die großen Erträge der außendeichs liegenden aufgeschickten Weichselvorlandswiesen, welche durch die allmähliche Auflandung ca. 2 m höher als die Binnendeichs-Flächen liegen und zur 1. Klasse der Grundsteuer eingeschätzt sind, zeigten den Weg zur Kultur der genossenschaftlichen Wiesen. Letztere wurden zunächst, um sie vor unzeitigen Hochwässern der Weichsel zu schützen, vollständig eingedeicht, demnächst durch 2 Kanäle entsumpft und zur Bewässerung mit Weichselwasser nach dem Stauberiefelungssystem eingerichtet. Hierzu wurde wiederum eine Staatsbeihilfe von rund 260 000 Mk. für die nicht zahlungsfähigen bäuerlichen Genossen ohne Auflage der Rückgewähr gegeben, wobei den Genossen auch hier — wie bei der Gostine — der intensive innere Ausbau, als Binnenentwässerung, Umbruch der alten schlechten Grasnarbe, Besamung und eventl. Düngung, also die unerläßlichen Bedingungen zur Erzielung hoher Erträge auf diesen Wiesen, nach Belieben überlassen bleiben sollte. Und auch hier wurde dieselbe Erfahrung gemacht, daß — wenn kein Zwangsmittel zu diesem inneren Ausbau vorhanden ist — die Mehrzahl der Genossen nichts thut und dann so einsichtslos ist, für den vorläufigen Mißerfolg nicht nur alle diejenigen verantwortlich zu machen, die ihnen geraten haben, der Melioration zuzustimmen, sondern auch gegen die Behörden, die in der Fürsorge für diese zurückgebliebene Bevölkerung nur von dem allergrößten Wohlwollen geleitet waren, Vorwürfe erhebt.

Nachdem im Verlauf von 15 Jahren seit Fertigstellung der Anlagen — für welche die bäuerlichen Genossen nur die Unterhaltungskosten anteilig nach dem Vorteil zu tragen haben — durch zahllose Belehrungsversuche seitens der Behörden und der Genossenschaftsleitung und durch Beispiele im fürstlich Ploß'schen Besitz, die Genossen auf die ihnen selbst obliegende Thätigkeit in den Wiesen hingewiesen worden waren und nur sehr wenige Besitzer sich den gewünschten Erfolg durch inneren Ausbau ihrer Wiesen geschaffen hatten, gelang es endlich der Genossenschaftsleitung, die Staatsbehörden zu bewegen, den Genossen auch noch die Herstellung des fehlenden inneren Ausbaues aus Staatsfonds in Aussicht zu stellen, wenn sie in die Zusammenlegung ihrer unglaublich zerstückelten Wiesengrundstücke und in die Statutenänderung — welche die Sicherstellung der Unterhaltung des noch zu schaffenden inneren Ausbaues bezweckt — willigten. Das haben nun die Genossen unverständlicherweise abgelehnt und die — wegen der rund $\frac{1}{2}$ Million Mk. betragenden, in der Melioration angelegten öffentlichen und privaten Mittel — unmögliche Auflösung der Genossenschaft gefordert. Um sich nun über diese eigenartige Genossenschaft und deren Anlagen und Aussichten an Ort und Stelle ein-

gehend zu informieren, sind im vorigen Sommer — wie eingangs erwähnt — Seine Excellenz der Herr Landwirtschaftsminister von Podbielski mit seinen Dezermenten, der Herr Oberpräsident von Schlesien Seine Durchlaucht der Herzog von Trachenberg und der Herr Regierungspräsident Holz von Oppeln mit seinen Dezermenten im Kreise Pleß gewesen, haben die beiden großen Meliorations-Genossenschaften an der Gostine und im Weichsel-Mühlgrabenthal bereist und sich darnach gern bereit erklärt, unter den schon genannten Bedingungen, durch weitere Aufwendung öffentlicher Mittel auch die Melioration im Weichsel-Mühlgrabenthal zu beenden und die Wiesen — nach dem Beispiel der im fürstlich Pleß'schen Besitz befindlichen — ertragsfähiger zu machen. Trotzdem ist leider zur Zeit wenig Aussicht vorhanden, daß bald einsichtsvolle verständige Anträge der bäuerlichen Genossen zur weiteren Förderung der Melioration ergehen werden.

Aus den mit diesen beiden Ent- und Bewässerungs-Genossenschaften gemachten Erfahrungen geht für die weiteren mit Staatshilfe auszuführenden Bodenkulturen in hiesiger Gegend hervor, wie die letzteren gleich von Anfang an so geplant, organisiert und durchgeführt werden müssen, daß ihr Erfolg unter allen Umständen gesichert ist und nicht die Erzielung desselben der beliebigen Thätigkeit der Genossen überlassen bleiben darf.

Während der Ausführung dieser beiden mit Staatsbeihilfen und Darlehen ausgeführten großen Wiesen-Meliorationen von zusammen rund 1600 ha sind in den letzten 20 Jahren im Kreise Pleß 25 Drainage-Genossenschaften mit rund 2500 ha fläche von den Staatsbehörden ins Leben gerufen worden, und die weiteren in Aussicht genommenen und beantragten Drainagen zeugen von dem Erfolg und dem Fortschreiten dieser Kulturarbeit. Hierbei sind noch zu erwähnen die höchst erfreulicherweise an Zahl immer mehr zunehmenden eigenen Drainagen und Wiesenkulturen von bäuerlichen Landwirten außerhalb genossenschaftlicher Verbände, welche ich auf ca. 500 ha Umfang schätze. ferner treten hierzu die umfang- und erfolgreichen Bodenkulturen (Drainage, Wiesenbau, intensive fischzucht) des Großgrundbesitzes, dessen meliorierte flächen im Kreise Pleß (außer der Standesherrschaft Pleß) auf ca. 3000 ha zu schätzen sind, während im fürstentum Pleß

a) drainierte flächen	rund 4000 ha
b) Acker-Moorkultur nach System Rimpan-Cunrau	„ 250 „
c) Wiesen-Moorkulturen, Ent- und Bewässerungs- wiesen aller Systeme zusammen	„ 1500 „
d) fischzuchtteiche nach neuester intensiver Betriebs- methode	„ 800 „

vorhanden sind, welche zum größten Teil ebenfalls in den letzten 20 Jahren ausgeführt wurden.

Berücksichtigt man die zahlreichen behördlicher- und privaterseits noch geplanten Bodenmeliorationen im Kreise Pleß, so wird derselbe bald zu denjenigen Landstrichen Schlesiens gehören, wo überall üppig blühende Wiesen und Felder mit hohen Erträgen und gesunde kräftige Viehherden vom Wohlstand der Bevölkerung Zeugnis geben, wie es hier in dem landschaftlich so reizvollen, aber klimatisch und landwirtschaftlich ungünstig bedachten Winkel Schlesiens nur ermöglicht werden kann.

Beuthen O.-S. im Pfandbesitz der Hohenzollern.¹⁾

Von

P. Kyzia, Beuthen O.-S.

Der erste Hohenzoller, der in Schlesien festen Fuß faßte, war der Markgraf Georg von Brandenburg, mit dem Beinamen der Fromme, aus der fränkischen Linie. Der ritterliche Kurfürst Albrecht Achilles, der vom Jahre 1470—86 in Brandenburg regierte, gab, dem von ihm erlassenen Hausgesetz entsprechend, dem ältesten Sohne Johann Cicero nur das Kurland Brandenburg. Zur Versorgung seiner zwei jüngeren Söhne verwandte er die Besitzungen in Franken. Bei der Teilung kam das Fürstentum Ansbach an den Markgrafen Friedrich. Dieser war mit der polnischen Prinzessin Sophie, einer Schwester König Wladislaws von Polen, vermählt. Die Ehe war mit 7 Töchtern und 10 Söhnen gesegnet. Georg, der zweite Sohn des markgräflichen Paares, ging in seinen Jünglingsjahren im Jahre 1505 an den Hof seines Oheims, des Königs Wladislaw, der durch Wahl zu den Kronen Böhmens und Ungarns gelangt war. Das offene Wesen des lebensmutigen Jünglings gefiel dem Könige, und er benutzte ihn gern als seinen Ratgeber. Georg gelangte durch diesen Umstand zu angesehenen Stellungen. Gleichzeitig erwarb er durch eine reiche Heirat (mit Beatrig, Tochter des Johann Huniades, Gubernators von Ungarn,) ausgedehnte Besitzungen in Ungarn. Das Vertrauen des Königs Wladislaw war so groß zu ihm, daß er ihm in seinem Testamente am 13. Mai 1516 die Erziehung seines Sohnes und Thronfolgers Ludwig übergab, der damals

¹⁾ Der Aufsatz bringt keine neuen Nachrichten zur Geschichte der Herrschaft Beuthen und bietet nur eine Zusammentragung verschiedener bekannter Thatsachen in einem eigenen Rahmen.

erst 10 Jahre alt war. Nach dem Tode seines Oheims gewann Georg am Hofe des jungen Königs Ludwig einen noch größeren Einfluß. Als zu jener Zeit die Türken das Ungarland zu bedrohen anfangen, veräußerte Markgraf Georg aus Vorsicht die in Ungarn gelegenen Güter seiner Frau und suchte dafür Besitzungen in Oberschlesien zu erwerben. Er schloß einen Vertrag mit den Herzögen von Oppeln und Ratibor, durch den ihm die Nachfolge in den beiden Ländern gesichert wurde. Er durfte schon bei Lebzeiten des Herzogs von Ratibor den Titel eines Herzogs von Ratibor führen und erhielt von diesem auch das Schloß und die Stadt Oderberg. Im Jahre 1523 kaufte Georg das Fürstentum Jägerndorf, und 1526 verließ ihm der König Ludwig die Herrschaft Beuthen auf zwei Leiber, d. h. für ihn und seinen nächsten Erben.

Gleich beim Antritte seiner Regierung zeigte sich Markgraf Georg bemüht, Ordnung zu schaffen und Gerechtigkeit zu üben. Er ließ in dem neu erworbenen Lande Grundbücher anlegen, in die ein jedes Grundstück nebst den darauf lastenden Renten, Zinsen und Dienstverpflichtungen eingetragen wurde. Dadurch war die Grundlage für eine gerechte Verteilung der Abgaben gewonnen. — Eine ganz besondere Sorgfalt wandte aber der rührige Markgraf der Wiederaufnahme des seit Jahrhunderten ruhenden, einstmals aber blühenden Bergbaues zu. Er wußte den Wert dieses letzteren von seiner fränkischen Heimat her wohl zu würdigen. War ja doch der erfolgreiche Betrieb der Bergwerke des Fichtelgebirges die ergiebigste Quelle des Reichthums seines Hauses. Mit regem Eifer nahm er sich daher des Bergbaues bei Tarnowitz an. Er verwertete hier die Erfahrungen, die er in seinem fränkischen Stammlande gemacht hatte und suchte vor allem die Gefahren, die den Bergwerken durch das Wasser drohten, zu beseitigen. Er ließ aus Franken Bergbeamte und Bergleute kommen. Sie wandten sich besonders der Förderung der Blei-, Silber- und Zinkerze zu. Die Stadt Tarnowitz verdankt dem Markgrafen Georg ihre Gründung und ihren Aufschwung. Die Ansiedlung der deutschen Bergleute übte einen heilsamen Einfluß auf die Kultur des Ortes und der Umgegend aus. Als der Mittelpunkt des Bergbaues vollständig von Beuthen nach Tarnowitz verlegt wurde, hatten die Bewohner Beuthens darunter empfindlich zu leiden; denn es ging ihnen das wenige, das ihnen der Bergbau bis dahin brachte, nun gänzlich verloren.

Da bot sich der Stadt Beuthen, gleichsam als Entschädigung für die Verluste, die ihr durch den Aufschwung und die Nebenbuhlerschaft der Stadt Tarnowitz entstanden waren, die günstige Gelegenheit dar, das städtische Besitztum durch Ankauf des Dorfes Groß-Dombrowka zu vergrößern und gleichzeitig für den Bergbau ein neues Gebiet zu gewinnen. Das Gut

gehörte dem Cisterzienser Kloster Klara Tumba zu Mogil bei Krafau und war ihm von dem Pfaffen-Herzog Wladislaus im Jahre 1325 verliehen worden. Die Original-Schenkungsurkunde, die in lateinischer Sprache verfaßt ist, befindet sich im Rats-Archiv der Stadt Beuthen.¹⁾ Das Gut Groß-Dombrowka nebst drei Fleischbänken in Beuthen scheint dem Kloster zu wenig Einkünfte gewährt zu haben, weshalb sich letzteres zum Verkauf desselben entschlossen hatte. Die Stadt kaufte das Dorf für die Summe von 800 Floren, zu 30 polnischen Groschen den fl. berechnet, von dem Abte Erasmus Opatha und dem gesamten Konvent. Der Kaufbrief, der in lateinischer Sprache abgefaßt ist, ist de dato in der Vigilie des Pfingstfestes im Jahre 1538.²⁾ Das Original befindet sich gleichfalls im Rats-Archiv der Stadt Beuthen, ein Abdruck und eine Übersetzung in Gramiers Chronik von Beuthen, S. 381—385.

Die Beuthener Bürger legten auf diesen Kauf einen großen Wert; denn um Groß-Dombrowka begann der Bergbau aufzublühen. Der Stadt Beuthen war durch diesen Umstand die Möglichkeit geboten, dem Aufschwung der Stadt Tarnowitz ein Gegengewicht entgegenzusetzen. Mit welchem Eifer die Stadt hier den Bergbau zu fördern suchte, geht daraus hervor, daß im Jahre 1540 bereits 77 Schächte im Betriebe waren.³⁾ Die Beuthener beeilten sich daher, zu dem vorteilhaften Kauf auch die landesherrliche Genehmigung zu erhalten. — Zum besseren Verständnis der ganzen Angelegenheit muß jedoch vorher nachgeholt werden, daß der jugendliche König Ludwig, der große Gönner des Markgrafen Georg, im Jahre 1526 in der Schlacht bei Mohacz im Kriege gegen die Türken gefallen war. Er geriet auf der Flucht nach verlorener Schlacht in einen Sumpf, in welchem er infolge der schweren Rüstung den Erstickungstod fand. Sein Nachfolger war Ferdinand I. aus dem Hause Habsburg. Leider hatte sich der Markgraf Georg bei diesem Könige nicht derselben Gunst zu erfreuen; denn Ferdinand war nicht gesonnen, ihn im Besitze aller der Länder zu lassen, die er schon innehatte, oder auf deren Erbanfall er noch wartete. Die böhmischen Stände protestierten auch gegen die Abtretung dieser Gebiete an einen Ausländer, als welcher der Markgraf in Schlesien galt. Der König wollte daher die Verträge Georgs mit dem Herzoge von Oppeln nicht anerkennen. — Wie bereits eingangs ausgeführt wurde, erfreute sich der Bergbau um Tarnowitz der besonderen Gunst des Markgrafen Georg. Nun beabsichtigte die Stadt Beuthen, durch den Ankauf

¹⁾ Einen Abdruck enthält Gramiers Chronik von Beuthen, S. 343.

²⁾ d. h. den 8. Juni 1538.

³⁾ S. Steinbeck, Geschichte des schles. Bergbaues, Bd. II. S. 171. Der Bergbau hatte dort schon im Jahre 1533 begonnen.

von Groß-Dombrowka ihre alte Position wieder zu gewinnen, bezw. der Stadt Tarnowitz den Rang streitig zu machen. Deshalb mögen die Beuthener Bürger gefürchtet haben, daß Georg den Kauf vielleicht hintertreiben könnte. Sie wandten sich daher wegen der landesherrlichen Genehmigung nicht an den Markgrafen, sondern an den König selbst. Die Königliche Bestätigung des Kaufes des Dorfes Groß-Dombrowka wurde in Olmütz am 27. Juni 1538 vollzogen. Das Königliche Siegel dieser Urkunde, die sich im Beuthener Rats-Archiv befindet, hängt an Pergamentstreifen in einer hölzernen Kapsel.

Markgraf Georg war wegen der Umgehung seiner Person in der Bestätigungs-Angelegenheit tief entrüstet und belegte die Stadt, wie aus einem an den König Sigismund von Polen gerichteten Briefe hervorgeht, mit einer empfindlichen Strafe. Dieses charakteristische Schreiben lautet: „Erhabenster König, Geehrtester Herr und Oheim zc. Nachdem Wir Ew. Majestät Schreiben empfangen und wiederholt gelesen, das Verkaufsgeschäft der Güter durch den ehrwürdigen Abt von Klara Tumba in Mogila an die Unterthanen Unserer Stadt Beuthen betrifft, haben Wir, wie Ew. Majestät Würde, Ansehen und Ehre, welche von Uns hoch gehalten und mit Recht geschätzt werden, es verdienen, Ew. Majestät Beschwerde mit Schmerzen angehört, daß nämlich Unserem Beuthener Hauptmann nicht folge geleistet worden. Und deshalb durch verschiedene Gedanken ziemlich lange in großen Unwillen und Erstaunen versetzt, konnten wir nicht ermitteln, warum doch, ob aus Verachtung, Nachlässigkeit, Unwissenheit, oder aus Bosheit, gefehlt worden ist. Aber als Wir alles aufmerksamer überlegt hatten, fiel es uns nicht allein ein, sondern ist auch in den Akten angedeutet, daß Unser Hauptmann von Beuthen diesen Verkauf nicht weiter hindern, sondern der Streitpunkt läge darin, daß Unsere Unterthanen die Bestätigung dazu nicht bei Uns, wie es Rechtens ist, sondern anders woher erbeten hätten. Diesen Umstand konnten Wir, um es offen zu bekennen, so wenig billigen, daß Wir ihnen wegen der Uns widerfahrenen Geringschätzung eine Strafe auferlegen ließen. Denn wie sehr sie in Rücksicht auf den Besitz eine Entschuldigung der That vorschützen wollten, so sollte es und durfte es nicht unbekannt sein, daß Uns, die Wir gegenwärtig Besitz und Verwaltung wirklich haben, und nicht einem Andern dieses nach Pflicht und Gewissen zustehn; denn da alle Rechte, Würden und Vollmachten sogar durch königliche Bestätigung auf Uns übertragen sind, so konnten wir uns nicht genug verwundern, wozu Unsere Unterthanen daran dachten oder was sie suchten. Und dieses ist doch so sorgsam in der Prager Übereinkunft vorgesehen worden. Wollten wir nämlich Uns diese Bresche machen lassen, so würden wir bald dahin gelangen, daß Uns außer dem Titel nichts Anderes zum Verwalten übrig bleiben möchte. Da es wegen

des bösen Beispiels und der großen Verwirrung selbst für Andere. Anlaß zur Gesetzesübertretung geben würde, wenn dieses von Uns erlaubt werden möchte oder ungestraft bleibe, so zweifeln wir nicht, daß Ew. Majestät in Ihrer Weisheit den Sachverhältnissen gemäß einsehen werden, darin sei von Uns gegen die Ehre, das Recht und die Billigkeit nicht gefehlt worden. Damit jedoch Ew. Majestät sehen, daß Ihre Fürsprache für die Unsrigen auch bei diesem Vergehen bei Uns viel vermag, so wollen wir Unserem General-Hauptmann auftragen, daß er in Rücksicht auf Ew. Majestät den Beuthener Bürgern die Hälfte der Strafe erlasse, und besonders darauf sehe, damit nicht gegen den geschenehen Verkauf durch Unseren Hauptmann von Beuthen auf andere Art und Weise etwas unternommen werden möchte, oder wenn es versucht würde, nicht zulasse, sondern verhindern und Unsere Befehle eifrig und streng ausführe; doch so, daß nachdem die Briefe der anders woher erbetenen Bestätigung zu Händen Unseres General-Hauptmanns niederlegt waren, die Anerkennung und Bekräftigung dieses Verkaufes von Uns oder Unsern dazu bestimmten Offizialen geholt werde. Denn wie wir nicht zweifeln, daß Ew. Majestät beleidigt werden möchten, wenn ohne Ihre Zustimmung und Willen durch einen Abt nach fremder Willkür etwas geschehen wäre, so haben Wir auch unzweifelhaft das Vertrauen, daß Ew. Majestät dieselbe Ansicht über Uns und Unsere Unterthanen bei Behandlung solcher Dinge teilen werden. Ihnen gleichwie Unserem gnädigsten Herrn und geehrtesten Vetter empfehlen wir Uns ergebenst und wünschen, daß Ew. Majestät lange leben und gesund bleiben möchten. Gegeben zu Onolzbach, den 4. Januar 1539."

Durch Fürsprache des Königs Sigismund, die der Stadt Beuthen wahrscheinlich durch den Abt zu Mogil verschafft wurde, ließ sich der erzürnte Markgraf bewegen, die Hälfte der Strafe zu erlassen. Merkwürdig ist es, daß sich Georg in diesem Briefe unter dem Titel Herzog von Tarnowitz unterschreibt.

Am 26. Juni 1542 ließ Markgraf Georg durch seinen Landeshauptmann Johann v. Posadowsky die Abtretung und Übergabe des Dorfes Groß-Dombrowka dem Rat und der Gemeinde zu Beuthen bestätigen. Die diesbezügliche Urkunde ist in böhmischer Sprache geschrieben.

Wegen der Beuthener und anderer Mißthelligkeiten brachte Georg die letzten Tage seines Lebens nicht in Schlesien, sondern in der Heimat Ansbach zu. Als er im Jahre 1542 starb, wurden seinem unmündigen Sohne Georg Friedrich die Herzogtümer Oppeln und Ratibor entzogen und dafür Sagan gegeben.

Wegen der Herrschaft Beuthen mußte der junge Markgraf von 1560—1570 einen langwierigen Prozeß führen, der jedoch nicht zu Ende

kam, so daß er im Besitz des wichtigen Gebietes blieb. Dem Kaiser Ferdinand war es nämlich darum zu thun, die Bergwerke von Beuthen und Tarnowitz zu erhalten, weil diese eine gute Einnahmequelle bedeuteten. Er stützte seine Forderung darauf, daß in der Schenkungsurkunde des Königs Ludwig an den Markgrafen Georg vom Jahre 1526 nichts von Bergwerken enthalten war. Er glaubte deshalb ein besseres Recht darauf zu haben als der Markgraf. — Georg Friedrich starb im Jahre 1605 kinderlos, und der Rest der ihm noch verbliebenen oberschlesischen Herrschaft Jägerndorf, Oderberg und Beuthen, sowie die fränkischen Besitzungen, fielen nach einem 1598 zu Gera abgeschlossenen Hausvertrage an seinen Verwandten, den Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg, der vom Jahre 1598—1608 regierte. Dieser gab die Lande seinem zweiten Sohne Johann Georg. Inzwischen war der 30 jährige Krieg ausgebrochen. Schlesien war damals überwiegend protestantisch. Selbst in Neiße, der Hauptstadt des Bischofthums, waren die Katholiken in der Minderheit. Die Schlesier ließen sich daher bei den Prager Unruhen von den Böhmen mitforttreiben. Johann Georg selbst war einer der entschiedensten Gegner des Kaisers Ferdinand II. und ein treuer Anhänger Friedrichs V. von der Pfalz. Die schlesischen Gesandten stimmten darum der Wahl des Pfalzgrafen zum Könige von Böhmen zu und verbanden sich offenkundig mit den aufrührerischen Böhmen. Der neuerwählte böhmische König, der später spottweise der Winterkönig genannt wurde, kam zur Entgegennahme der Huldigung nach Breslau, wo ihm glänzende Feste bereitet wurden. Die Schlesier warben nun auch ein Heer zur Verteidigung seiner Sache und ernannten den Markgrafen Johann Georg zu ihrem Feldobersten. Dieser kämpfte an der Donau und in der Lausitz gegen die Truppen des Kaisers und seiner Verbündeten. Die unverhoffte Niederlage der Protestanten am Weißen Berge bei Prag 1620 wurde bei der Verzagtheit des Winterkönigs zum Untergange seiner Herrschaft. Als Flüchtling traf er in Breslau ein. Nachdem er von den Schlesiern reichlich mit Reisegeld versehen worden war, setzte er seine Flucht nach Holland fort.

Markgraf Johann Georg versuchte jetzt den Kampf in Schlesien allein fortzusetzen, aber vergeblich. Der Kaiser sprach über ihn die Reichsacht aus, erklärte ihn seiner Länder für verlustig und schloß ihn allein von der Verzeihung aus, die er allen übrigen schlesischen Fürsten und Adligen gewährt hatte. Seine Besitzungen wurden nun vom Kaiser verteilt und zwar: Jägerndorf erhielt der Fürst Lichtenstein und die Herrschaft Beuthen mit Oderberg Lazarus Henckel. — Johann Georg wollte sich mit dieser harten Maßregelung nicht zufrieden geben. Er griff nochmals zu den Waffen, aber sein Widerstand wurde niedergeschlagen. Die Stände des

fürstentums Jägerndorf, bei denen der Markgraf beliebt war, baten zwar für ihn, aber vergebens, der Kaiser blieb unversöhnlich. Johann Georg gab seine Sache immer noch nicht auf, er hoffte vielmehr seine Güter wieder zurückzuerlangen. Er starb jedoch 1624 in Ungarn.

So gingen die schlesischen Besitzungen, insbesondere die Herrschaft Beuthen, den Hohenzollern verloren. Leider geschah dies zum großen Nachteil unserer engeren Heimat, denn die so erfolgreich begonnene Kultivierung und der zu einer ansehnlichen Blüte gelangte Bergbau gingen stetig zurück, bis die Verhältnisse gänzlich darnieder lagen. Erst Friedrich dem Großen und dem von ihm mit seltenem Scharfblick an die richtige Stelle gesetzten Grafen von Reden war es vorbehalten, den oberschlesischen Bergbau neu zu beleben und seiner jetzigen Blüte entgegenzuführen.

Der Besitznachfolger in der Herrschaft Beuthen, Lazarus Henckel von Donnersmarck, stammte aus einer ungarischen familie. Als ihr ältester bekannter Stammvater ist Petrus Henckel de Quinto foro (deutsch: Donnerst- oder Donnersmarck, weil der Wochenmarkt dort am Donnerstag abgehalten zu werden pflegte) im Jahre 1378 im Zipser Lande zu Ungarn, später zu Polen gehörig, genannt. Ein Nachkomme dieses Henckel starb als Kanonikus in Breslau, wie aus einer Grabinschrift im Dome zu ersehen ist. Lazarus I. Henckel erscheint in den Akten des königlichen Hofkammer-Archivs in den Jahren 1589 bis 1601 als: Ihrer Majestät Rudolf II. Hofdiener, Handelsmann, Hoflieferant und später Rat. Er brachte die österreichischen Herrschaften und Ämter Gföll, Wesendorf und Weißenkirchen pfandweise an sich.

Lazarus Henckel scheint ein sehr reicher Herr gewesen zu sein; denn derselbe hat im Jahre 1603 dem Kaiser in dessen äußerster Gefahr wegen des Türkenkrieges 100000 rheinische Gulden bar und 50000 Gulden in Tuch- und Seidenwaren vorgestreckt. Außerdem war ihm der Kaiser bereits 403 433 floren schuldig. Diese Summen wurden mit 7pCt. verzinst und durch Eintragung auf verschiedene Besitzungen sicher gestellt. So wurden auch 100000 floren auf die Herrschaften Oderberg und Beuthen eingetragen. Inzwischen hatte Lazarus I. v. Henckel fortwährend dem Kaiser weitere Summen vorgestreckt. Im Jahre 1615 wurde derselbe in den Freiherrenstand erhoben. Die immer größer werdende Schuldenlast war der Kaiser nicht imstande zu bezahlen, und es mag ihm willkommen gewesen sein, durch die Ächtung Johann Georgs die Herrschaften Oderberg und Beuthen einzuziehen, um seinen großen Gläubiger zu befriedigen. Die Ritterschaft und die Städte sträubten sich anfangs gegen den neuen Pfandherrn. Lazarus I. starb in demselben Jahre wie Johann Georg, 1624. Nun setzte der Kaiser dessen Sohn Lazarus II. in seine Rechte. Gleichzeitig erließ er ein Patent an die Unterthanen beider Herrschaften, ihn als ihren

Herrn anzuerkennen bei unausbleiblicher harten Strafe an Gut, Leib und Leben. Den erblichen Besitz erlangte Eazarus II. erst im Jahre 1632. Das v. Henckel'sche Geschlecht herrschte in umsichtiger Weise über Beuthen bis zum Jahre 1696, wo für die Geschichte der Stadt ein neuer Abschnitt eingetreten ist. Im Jahre 1697 hat nämlich der Kaiser die Herrschaft Beuthen auf Antrag des derzeitigen Grafen Leo Ferdinand Henckel zur freien Standesherrschaft erhoben. Der neue regierende Standesherr erfreute sich aber nur kurze Zeit seiner Würde, denn er starb bereits ein Jahr darauf. Beuthen stand unter der freien Standesherrschaft bis zum Ausbruch der schlesischen Kriege im Jahre 1740, wo es durch die ruhmvollen Siege des großen Preußenkönigs Friedrich II. mit der ganzen Provinz Schlesien abermals, wenn nicht in unmittelbaren Besitz, so doch unter die Hoheit der Hohenzollern gekommen ist. — Was nun das Rittergut Gr.-Dombrowka anbelangt, so wurde dasselbe in neuerer Zeit parzelliert und der dem Namen nach verbliebene Gutsbezirk im Jahre 1895 in die Gemeinde gleichen Namens einverleibt. Die Verpflichtung, ein Drittel zu den Schullasten beizutragen, hat die Stadt durch Privatvertrag im Jahre 1841 auf die Besitznachfolger übertragen, gleichwohl war sie rechtlich dafür haftbar. Nach der Vereinigung des Gutsbezirkes mit der Gemeinde stellte die Stadt die Zahlung der Schulbeiträge, die bei dem Wachstum der Gemeinde ziemlich hoch gewesen sind, ein. Darüber entspann sich ein langwieriger Prozeß, der alle Instanzen beschäftigte. Die Stadt ist jedoch im Januar d. J. durch die endgiltige Entscheidung des Oberverwaltungsgerichtes für immer von den Lasten befreit worden.

Friedrich August II., Kurfürst von Sachsen und erwählter König von Polen, in Deutsch-Piekar.¹⁾

Von

Oberlehrer A. Nowak, Neustadt O. S.

Am 25. Juli 1697 befand sich Deutsch-Piekar in nicht geringer Aufregung. Die Patres Jesuiten, die Hüter des ehrwürdigen marianischen Heiligtums daselbst, hatten die Nachricht erhalten, daß der Kurfürst Friedrich August II. von Sachsen, welcher vom polnischen Reichstage zum Könige

¹⁾ Der Aufsatz beruht auf einem im Pfarrarchiv zu Deutsch-Piekar befindlichen zeitgenössischen Bericht eines der dort ehemals stationiert gewesenen P. P. Jesuiten aus dem Jahre 1697.

von Polen erwählt worden war, von den beiden ihm zur Wahl überlassenen Wallfahrtsorten Czenstochau und Piekar letzteren gewählt habe, um daselbst öffentlich und feierlich in Gegenwart der polnischen Gesandtschaft das katholische Glaubensbekenntnis abzulegen.¹⁾

An demselben Tage traf ein zum Gefolge des Königs gehöriger Passauer Kanonikus mit einem Dominikanerpater in Piekar ein, um das Gotteshaus, in dem der feierliche Akt vor sich gehen sollte, und die Residenz der Jesuiten in Augenschein zu nehmen. Ihm folgten zu Mittag königliche Offizianten, welche Quartiere ausfindig machten und einen für das königliche Zeltlager geeigneten Platz suchten.

Am Tage darauf, dem feste der heil. Anna, an dem die Piekarer wegen eines vor einigen Jahren stattgefundenen Brandes nicht arbeiteten, herrschte in Piekar reges Leben. Die Truppen des Königs zogen ein. Auch strömte eine solche Menge von Edelleuten herbei, daß es, wie unser Gewährsmann, ein Piekarer Jesuit, berichtet, im ganzen Dorfe keinen Winkel gab, der nicht von einem Adligen mit Beschlag belegt worden wäre. Auch die Jesuiten mußten mit ihren beschränkten Räumlichkeiten herhalten. Bei ihnen kehrte die polnische Gesandtschaft ein, nämlich der Bischof von Samogitien, Georg Krispin von Kerschenstain, der das Glaubensbekenntnis des Königs entgegennehmen sollte, sein Bruder Andreas, Palatin von Witebsk, Kleriker und das beiderseitige Gefolge. Den Patres blieb in ihrer Residenz kein Raum zum Schlafen und Einnehmen der Mahlzeiten übrig. Der Pater Superior fand nur über dem Stalle ein Ruheplätzchen, während Pater Pipelius ganz um die Nachtruhe kam. Der Beichtvater des Königs, Heinrich Witkowitz, und der königliche Hofkaplan mußten auf dem Boden über der Sakristei nächtigen. Am Abende langte der König in Piekar an und nahm in einem der Zelte des Lagers Wohnung.

In der frühe des folgendes Tages, Sonnabend den 27. Juli, fanden zwischen der polnischen Gesandtschaft und dem Könige Verhandlungen statt, durch welche noch einige Schwierigkeiten beseitigt wurden. Gegen 9 Uhr kam der König bei strömendem Regen und großem Schmutz zu Fuß in das Gotteshaus, an dessen Eingange ihn der Bischof von Samogitien und die Jesuiten-

¹⁾ Es hat sich in Deutsch-Piekar nur um eine Wiederholung der Professio durch den Kurfürst Friedrich August gehandelt. Der Übertritt zum katholischen Glauben hatte schon am 2. Juni (im 1. Hest Oberschlesien S. 5, Anm. 1, infolge eines Druckfehlers Juli) 1697 vor dem ungarischen Bischof von Raab stattgefunden. Der polnische Historiker Szujski nennt an entsprechender Stelle seiner Geschichte Polens B. IV. einen Bischof von Jauer, indem er Jaurinum, welches der lateinische Namen für Raab, ungarisch Győr ist, irrtümlich mit Jauer übersetzt. Vergl. Oberschlesien, Hest I, S. 3, Anm. 1. — Dr. E. Zivier.

patres empfangen. Er wurde zu dem mit einer rotseidenen Decke geschmückten Betstuhl geleitet und hier von dem Bischof im Namen des polnischen Reiches in formvollendeter Rede begrüßt. Dann legte er das Glaubensbekenntnis ab, das der Bischof ihm vorlas, beschwor dasselbe und unterschrieb es eigenhändig. Auch die anwesenden Senatoren des polnischen Königreichs beglaubigten nach Beendigung des Gottesdienstes den Akt durch ihre Unterschrift, und zwar der bereits erwähnte Bischof von Samogitien, der Palatin von Wolhynien Jablonowsky, der Palatin von Witebsk Andreas Krispin, der Kastellan von Posen Galecky und die anderen Vertreter der verschiedenen Palatinate und Distrikte des polnischen Reiches.

Nachdem der König die Unterschrift geleistet hatte, beichtete er vor dem Marienaltar seinem Beichtvater Witkowitz und empfing die heilige Kommunion aus der Hand des celebrierenden Bischofs. Als die heilige Messe beendet war, ließ sich die Begeisterung der Anwesenden nicht mehr zurückhalten. Alle riefen: „Es lebe der König!“ Mit dem Te Deum schloß die feierliche Handlung.

Zu Mittag verließ der König Piekar und setzte seine Reise nach Krakau fort, wo er zum Könige gekrönt werden sollte.

Oberschlesien auf dem XIII. Deutschen Geographentage.

Von

Dr. E. Zivier.

Der Deutsche Geographentag hatte auf seiner zwölften Tagung zu Jena im Jahre 1897, in Anbetracht dessen, daß er, Berlin ausgenommen, noch nie ostwärts der Elbe zusammengetreten war, zum nächsten Tagungs-ort die Hauptstadt Schlesiens auserkoren. Diesem Beschlusse entsprechend tagte der XIII. Deutsche Geographentag am 28., 29. und 30. Mai 1901 in Breslau, wo ihm mit Rücksicht darauf, daß er zum ersten Mal im Osten Deutschlands zusammentrat, seitens der Provinz, der Stadt und der Universität, wie auch verschiedener Vereine eine begeisterte Aufnahme zu teil wurde.

Der Central- und Ortsauschuß, an dessen letzteren Spitze der unermüdliche und für die Erforschung Schlesiens so sehr verdiente Professor der Geographie an der Breslauer Hochschule Josef Partsch stand, hatte zwar für die Versammlungen des XIII. Deutschen Geographentags, welche an den erwähnten Tagen in sechs Sitzungen stattfinden sollten, als Hauptgegenstände

die Frage der Südpolarforschung, Landeskunde der Deutschen Schutzgebiete, Gletscherkunde und Glacialforschung und Schulgeographie auf die Tagesordnung gestellt; der Ort der Tagung jedoch brachte es natürlicher Weise mit sich, daß die Provinz Schlesien, beabsichtigt und unbeabsichtigt, in den Ansprachen, besonders aber in den von den wissenschaftlichen Körperschaften Schlesiens überreichten Festarbeiten und in den Ausflügen, die sich an die Tagung anschlossen, eine Berücksichtigung und Würdigung gefunden hat, wie man sich sie günstiger kaum wünschen kann. Mancher der gelehrten Herren, dem Schlesien bis dahin unbekannt gewesen ist, mag gefunden haben, daß es nicht nur in der im ewigen Eise glitzernden, von Eisbären unsicher gemachten Antarktis, nicht nur im Herzen des sonnverbrannten, durch fliegende Sanddünen und menschenfressende Nyamnyams dem Forscher so gefährlichen schwarzen Erdteils, sondern auch innerhab der Grenzpfähle der deutschen Heimat das eine und das andere zu entdecken giebt, und zwar in Gegenden, deren friedliche, gastliche Einwohner sich gerne entdecken lassen. Es ist nun wiederum natürlich, daß bisweilen der größte Teil der der Provinz geschenkten Aufmerksamkeit der Stadt Breslau selbst zu gute gekommen ist, daß weiterhin das liebliche von blauenden Bergen umfränzte Niederschlesien, die „zum Bewundern ihrer Reize, zur Vertiefung in die Probleme, die dort vor dem Forscher sich entfalten“ einladen, eine größere Anziehungskraft ausüben konnte, als unser nüchternes — dieses Wort nicht auf die Einwohner bezogen — Oberschlesien. Dennoch findet auch diese unsere engere Heimat in den Schriften, welche Schlesiens wissenschaftliche Vereinigungen und das geographische Seminar an der Breslauer Universität dem Deutschen Geographentag als Festesgaben überreicht haben, eine eingehendere Würdigung, und einer der Ausflüge, die sich an die Breslauer Tagung anschlossen, der unter der Führung des Professors Dr. Frech stattfand, galt ausschließlich dem Oberschlesischen Berg- und Hüttenrevier. Die vor kurzem erst veröffentlichten und den Mitgliedern des XIII. Deutschen Geographentages zugestellten „Verhandlungen d. XIII. D. G.“ würdigen diese wissenschaftlichen Darbietungen mit den Worten: „Der Breslauer Ortsauschuß und vornehmlich sein Vorsitzender, Prof. Dr. Jos. Partsch, hat sich durch die dargebotenen litterarischen Festgaben von bedeutendem wissenschaftlichen Wert eine ehrenvolle Erinnerung in der Reihe der Geographentage gesichert. In der That ist das mit diesen Gaben gesteckte Ziel erreicht, nämlich zu zeigen, daß wir hier ein wertvolles Stück deutschen Bodens betreten, das schon seit Beginn der Neuzeit an der wissenschaftlichen Bewegung der Nation lebendigen selbständigen Anteil genommen hat und auch jetzt sich ernstlich bestrebt, auf keiner Seite geistigen Lebens hinter dem ganzen Vaterlande zurückzubleiben.“

An dieser Stelle sollen jedoch nicht die Verhandlungen des Geographentages besprochen, auch nicht die demselben dargereichten litterarischen Festgaben im allgemeinen gewürdigt werden, es soll nur dasjenige, was sich in diesen litterarischen Leistungen speciell auf Oberschlesien bezieht, hervorgehoben und kurz skizzirt werden. Von den erwähnten Veröffentlichungen erweckt wohl das meiste Interesse die von Prof. Markgraf im Namen des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens herausgegebene Beschreibung von Schlesien und seiner Hauptstadt Breslau von Barthel Stein, dem frühesten Geographen Schlesiens. Barthel Stein, der aus Brieg stammte, studierte an der in damaliger Zeit so sehr beliebten Universität Krakau, wo er 1495 als Bartholomeus Georgii de Brega immatrikuliert wurde. 1498 erlangte er das Baccalaureat und im Anfange des Jahres 1501 das magisterium in artibus. Nachdem er kurze Zeit an einigen Universitäten, und so zuletzt in Wittenberg Geographie dociert hatte, zog er sich nach Breslau zurück, wo er in den Konvent der Kreuzherren vom Johanniter- oder Rhodiserorden, wie man ihn damals zu nennen pflegte, zum heiligen Leichnam eintrat. Zuvor machte er noch einen Abstecher nach seiner Vaterstadt Brieg, wo er als einziger Nachkomme das Grabmal seiner Eltern erneuerte. Die Abfassungszeit der „Beschreibung Schlesiens“¹⁾ setzt Markgraf auf den Schluß des Jahres 1512 und den Anfang des Jahres 1513 an. Barthel Steins verdienstvolle Schrift über Schlesien und Breslau hat ihre Geschichte, die hier zu verfolgen nicht der Platz ist. Befriedigend ist der Abschluß, der in der vortrefflichen Herausgabe derselben durch Markgraf besteht. Der Herausgeber hat jedoch nicht nur die kritische Ausgabe des lateinischen Textes besorgt, sondern diesem noch eine überaus dankenswerte deutsche Übersetzung beigelegt, aus der wir nun einige auf Oberschlesien bezügliche Stellen, um von dem Oberschlesier aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts einen Begriff zu geben, citieren:

„Zwei Volksstämme — sagt Barthel Stein — die sich nicht nur nach ihren Wohnsitzen, sondern auch nach ihren Sitten scheiden, bewohnen es (d. h. das ganze Land Schlesien); den nach Westen und Süden gelegenen, besser angebauten Teil nehmen die Deutschen ein, den walddreicheren und weniger angebauten, auch schlechteren Teil nach Osten und Norden zu die Polen; beide trennt als eine ganz sichere Grenze die Oder von der Weissemündung ab, so daß auch in den Städten diesseits die deutsche, jenseits die polnische Sprache vorherrscht. Man erkennt zwischen beiden Völkern einen starken Gegensatz; die einen sind bäuerisch, roh, ohne gewerbliche Betribsamkeit, ohne Geistesbildung, sie bewohnen in Dörfern und Weibern kunstlose Hütten aus Holz und Lehm und haben selten ummauerte Städte; die

¹⁾ Descriptio totius Silesiae et civitatis regie Vratislasiensis.

unsrigen dagegen (d. h. die Deutschen), gleichsam als ob die Bildung von Westen her käme, führen eine feinere Lebensweise, sind gewerbfleißig, haben offenere Köpfe und leben in befestigten Städten, deren Häuser meistens aus gebrannten Ziegeln errichtet sind; sie sind im Großhandel ziemlich erfahren und beherrschen den Kleinhandel, wodurch sie ihre Städte nicht nur zu bedeutenderer Größe, sondern auch zu schmückerem Aussehen gebracht haben.“ Was die Städte anbelangt, so trifft die Barthel Stein'sche Schilderung heute, nach vierhundert Jahren, nicht mehr zu; die Städte Oberschlesiens stehen hinter denen Niederschlesiens in keiner Beziehung mehr zurück, an Gewerfleiß, Industrie und Wohlstand haben sie die letzteren sogar überflügelt. Auf dem Lande jedoch haben die verstrichenen vier Jahrhunderte nicht die ausgleichende Wirkung gehabt. Die Chalupen der ober-schlesischen Bauern stehen auch heute noch sehr ungünstig von den Häuschen des niederschlesischen Landmannes ab.

Bei der Beschreibung der einzelnen Herzogtümer, sagt Barthel Stein, indem er sich Oberschlesien, oder wie er sagt dem Polnischen Schlesien, zu dem er auch Öls rechnet, zuwendet: „Wir kommen nun zu den Fürstentümern jenseits der Oder. Öls, die Residenzstadt eines Herzogs, ist zwar ummauert und befestigt, hat aber außer der Burg, dem Sitze des Fürsten, nur Holzbauten. Und unter den vielen theils in der Nähe gelegenen, theils weiter entfernten Städtchen, die zum Fürstentum gehören, ist kein anderes ebenso befestigtes; denn Bernstadt ist mauerlos und Militsch ist mauerlos, wenn es auch im Schutze einer Burg liegt, und Trebnitz ist mauerlos . . . Weiter folgt vom Polnischen Schlesien, denn das ist ja, wie oben gesagt, das Land über der Oder, das Fürstentum Oppeln, das reichste von allen, mit seinen kleinen, aber zahlreichen Städten und seiner an der Oder gelegenen Hauptstadt Oppeln, die sich einer sehr festen Burg mit Bollwerken und Thürmen, sowie einer Kollegiatkirche rühmen darf. Aber von den vielen dazu gehörigen Städten, die man kaum zählen kann, haben nur sehr wenige Mauern. Glogau, mit dem Zusatz Klein, der andere Sitz des Herzogs, ist bekannt durch sein Kollegiatstift, Gleiwitz durch seinen Reichtum an Hopfen, den ganz Schlesien zum Bierbrauen bezieht; Krappitz liegt an der Oder, Neustadt in fester Lage an der Straße nach Mähren und Ungarn; dagegen die Straße nach Kleinpolen halten besetzt Kosel, Tost, Strehlitz und am äußersten Rande Schlesiens Beuthen, alle befestigt, theilweis nur mit Mauern umgeben, einige auch mit Wall und Graben. Auf dieses Fürstentum folgt südlich das Ratiborer. Die Stadt Ratibor liegt an der Oder, hat einen residierenden Herzog und eine herzogliche Burg, desgleichen eine Kollegiatkirche. Weiter aufwärts liegt die Stadt Teschen, deren Herzog eine Zeit lang die Hauptmannschaft über das ganze Land versah. Jedes

dieser beiden Fürstentümer enthält eine Menge Städtchen, die es aber aufzuzählen nicht lohnt, da sie doch nicht bekannt sind. Doch geben die Fischteiche im Teschnischen so viel Ausbeute, daß sie Krakau, den Königssitz des ganzen Sarmatenlandes, versorgen, woraus dem Herzog eine hübsche Einnahme zufließt.¹⁾ Dieser Herzog beherrscht den schmalen Zipfel Landes, mit dem Schlesien zwischen Ungarn, Polen und Mähren am weitesten vordringt. Das sind die Gebiete jenseit der Oder, in denen größtenteils polnisch gesprochen wird. Kehren wir wieder — fährt Barthel Stein fort — zum Gebiet diesseit des Stromes zurück, wo eine gebildete Sprache und Lebensweise herrscht, so stoßen wir hier auf ein . . . Fürstentum, das man fast frei nennen kann, da es vom Bischof von Breslau in freiem Sinne regiert wird. Dessen Haupt- und vornehmste Stadt ist Weisse . . . Sie liegt in einem weiten und bewässerten Thale, das sich vom Gebirge her bis hierhin erstreckt, ist mit zwiefachen Gräben voll Wassers und zwiefachen Mauern umgeben, hat einen bischöflichen Hof, Türme, geistliche und private Gebäude, die sehenswert sind, vornehmlich die Basilica zum hl. Jakob, die größte Kirche des ganzen Landes (Markgraf bemerkt hierzu: das ist sie nun zwar nicht; sie macht aber schon durch ihr imposantes Dach einen großartigen Eindruck) . . . Zu diesem Fürstentum gehört Grottkau, das nur Holzbauten hat und deshalb der Feuersgefahr sehr ausgesetzt ist; doch ist es mit Mauern, Gräben und Türmen umwehrt und erfreut sich zweier Kirchen Ferner liegen am Fuße der Berge noch Patschkau und Zuckmantel Obwohl dieser Ort nicht umwehrt ist, gedenke ich seiner doch wegen des Goldes, das man dort bergmännisch gewinnt, auch ganz und rein in Stückchen von mannigfacher Gestalt, die bisweilen wie Bildwerke anzusehen sind. Man fand schon einmal ein Stück, das 120 Goldgulden wog Jetzt kommen wir weiter zu den freien Städten . . . Unter ihnen ist die vornehmste Großglogau . . . Sie liegt in fruchtbarer Gegend an der Oder, hat eine Burg, auf der früher die Herzöge Hof hielten und jetzt die Landshauptleute sitzen, und ist dem Umfange ihrer Mauern nach die zweite unmauerte Stadt hinter Breslau Nach der polnischen Grenze zu liegt Guhrau, das allein eine besondere Münze prägt und so viel Wollenweber hat, daß es in großen Mengen Tuch nach Polen ausführt An der mährischen Grenze liegt dann noch Troppau . . . Die Hauptstadt kann man schon zu den besseren Städten rechnen, sie hat aber den Sitten und der Sprache ihrer Bewohner nach mehr einen mährischen Charakter.“

¹⁾ Der damalige Herzog von Teschen, Kasimir, war auch Besitzer der Herrschaft Plesz, die durch ganz besondern Reichtum an Fischen sich auszeichnete und dieselben weithin exportierte.

Das ist fast alles, was uns Barthel Stein über das, was man unter Oberschlesien im engeren und weitem Sinne des Wortes verstehen kann, zu berichten weiß.

Von den weiteren dem Geographentag überreichten Gaben ist hier die „Festschrift des Geographischen Seminars der Universität Breslau“ zu erwähnen, eine Reihe von Aufsätzen, die bis auf einen Artikel unter Leitung, zum Teil durch Anregung des Seminardirektors Prof. Partsch durch Mitglieder und Hospitanten des Seminars entstanden sind. In einem Aufsatz von Dr. Ottfried Schwarzer, die „Kunde der Entdeckung Amerikas im deutsch-slavischen Osten“ würde man auch eine Erwähnung Oberschlesiens vermuten; die Entdeckung der Neuen Welt scheint aber auf die Gemüter der Oberschlesier keinen so erschütternden Eindruck gemacht zu haben, denn es wird keine in Oberschlesien oder von einem oberschlesischen Zeitgenossen stammende Schrift erwähnt, die von dem großen Ereignis Notiz nähme.

Wichtiger für uns ist ein Artikel von Dr. Jor u. d. Titel: „Das Gesenke, eine Paßstudie“. Der Hauptzweck des Aufsatzes ist, den Nachweis zu führen, daß man den Namen des mit „Gesenke“ bezeichneten Gebirges bis jetzt unrichtiger Weise aus dem böhmischen „Jesenik“ = das Eschengebirge von jesen = die Esche hergeleitet hat. Der Name sei vielmehr deutsch. Gegen die bis jetzt übliche Ableitung spricht — nach den Ausführungen des Verfassers — in erster Reihe schon der Umstand, daß das Gebirge weder jetzt einen auffallenden Reichtum an Eschenbäumen zeigt, noch sich in älterer Zeit durch einen solchen ausgezeichnet hat. „Weder wissen die zahlreichen Beschreibungen und Reiseberichte vergangener Jahrhunderte oder der Gegenwart etwas davon zu erzählen, noch tritt dieser Baum in irgendwelcher Weise hervor in den immer noch sehr ansehnlichen Resten der einst ununterbrochenen Waldmassen; sie bestehen fast ausschließlich aus zum Teil sehr alten Nadelhölzern.“ Wie der Verfasser weiter nachweist, bezieht sich der Name Gesenke, mit dem man heute den ganzen Ostflügel der Sudeten bezeichnet, ursprünglich nur auf eine Stelle in demselben. Vor der Mitte des 19. Jahrhunderts nannte man ganz allgemein diesen Gebirgsabschnitt „Das Mährische Gebirge“, und nur ein Teil davon hieß das Gesenke, und zwar war dies das Altvatergebirge. J. G. Meißner (Kurze Beschreibung von Schlesien, Liegnitz 1795) rechnet z. B. das Mährische Gebirge vom Fürstentum Münsterberg bis ins Teschensche. Als einen Teil dieses Gebirges führt er das Reichensteinsche an. „Ein anderer Teil im Grottkauischen, zwischen Glatz und dem Fürstentume Troppau, heißt das Gesenke, darauf der Schneeberg im Glätzischen, Hunds Rücken, Wiesenberg, Bogenberg und Glasenberg im Neißischen ohnweit Freiwaldau“. Dem

berühmten schlesischen Geographen aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, dem oben ausführlich besprochenen Barthel Stein, bedeutet das Gesenke noch nicht einen Gebirgsabschnitt, sondern eine Straße, und zwar den Würbenthaler Gebirgsweg. Aus einer weiter citierten Urkunde aus dem Jahre 1384, laut welcher der Herzog von Troppau einem Hans Briyer dafür, daß er die Stadtgemeinde unter der Burg Fürstenwald wiederherstellen will, das Richteramt in dem zugehörigen Thale Gesenke überträgt, schließt der Verfasser: Die kleine, rings von ansehnlichen Waldbergen umhöhte Thalweitung, in der das Städtchen Würbenthal liegt, ist im ursprünglichen Sinne „das Gesenke“. Von ihr ging der Name zunächst über auf den Straßenzug, der sie durchquerte. Dann wurde er für die ganze Landschaft zu seinen Seiten gebraucht, und schließlich wurde er allgemein für das Altvatergebirge, bis er in neuester Zeit für den ganzen Ostflügel der Sudeten vom Altvater bis zur Mährischen Pforte üblich wurde. Das Wort „Gesenke“ stammt aus der Bergmannssprache, in der es nach Veith, Deutsches Bergwörterbuch, das Tiefste eines Bergwerkes bedeutet. Von dieser Bedeutung ausgehend, fand die Übertragung des Ausdruckes in die topographische Terminologie statt, wo dann „Gesenke“ das Thal, das Tiefste inmitten der rings sich erhebenden Berge bedeutet. Daß die bergmännische Sprache aber in dieser Gegend verbreitet gewesen sein muß, weist der Verfasser aus der Geschichte des hier umgegangenen Bergbaues, wie auch aus den hier vorkommenden Ortsnamen, genügend nach.

Ein gewisses Interesse zwingt uns weiter der Aufsatz einer Dame, einer Hospitantin des Geographischen Seminars, Marie Krauske, über Breslaus Stellung im Schnellverkehr ab. Fräulein Krauske wendet für Breslau die von Galton zuerst für London erfundene und dann von Penk für Wien verwertete Methode an. Francis Galton verbindet durch Linien diejenigen Orte mit einander, welche von London aus in derselben Zeit unter den denkbar günstigsten Verkehrsbedingungen zu erreichen sind. Er giebt diesen Linien den Namen „Isochronen“ (Linien gleicher Zeiten), eine Bezeichnung, die auch die meisten Nachfolger auf diesem Studienggebiete beibehalten haben. Galton wählt fünf farbig unterschiedene Zonen, deren Grenzen immer um eine bestimmte Zeit von einander abstecken.

„Die Isochronen umschließen nicht abgerundete Flächen, sondern strecken längs der Bahnlilien in weite Entfernung sich aus, um zwischen ihnen in den toten Winkeln zurückzuweichen in geringerem Abstand vom Verkehrsmittelpunkte. Die Figuren der Verkehrsgebiete sehen aus wie Polypen, die mit weit ausgreifenden, mit Saugnäpfen besetzten Armen ihre Kraft geltend machen.“

Dem sehr lesenswerten und auch in schöner Sprache geschriebenen Aufsatz ist eine Karte der Isochronen um Breslau und, zum Vergleich mit

dieser, eine der Isochronen um Berlin beigelegt. Aus den Karten ist auf den ersten Blick zu ersehen, daß von ober-schlesischen Ortschaften nur Oppeln und Kandrzin (und die dazwischen liegenden) und Neisse in der Zweistundenzone liegen, d. h. bei Benutzung der besten Verbindung in höchstens zwei Stunden zu erreichen sind. Das übrige Oberschlesien liegt in der um Breslau herum konstruierten fünfstundenzone, welche sich im Nordwesten bis Freienwalde und Berlin, im Nordosten bis Thorn, im Westen bis Dresden, im Südosten bis Sillesin erstreckt. Aus dieser Zone ist jedoch Sohrau und seine Umgegend ausgenommen, die ein zur dritten Zone gehörendes Exclave bilden. Berlin, Dresden, Thorn und Sillesin sind demnach von Breslau aus schneller zu erreichen als Sohrau in Oberschlesien. Hinsichtlich Berlins liegt der größere Teil Oberschlesiens, und zwar in erster Reihe der Industriebezirk, in der Zehnstundenzone, d. h. die hierliegenden Ortschaften sind von Berlin aus, bei Benutzung der besten Verbindungen, in höchstens 10 Stunden zu erreichen. Der übrige, und zwar auch ein beträchtlicher, Teil Oberschlesiens, liegt außerhalb dieser Zone, d. h. ist auch mit der besten vorhandenen Verbindung von Berlin aus in zehn Stunden nicht zu erreichen.

Wenn schon durch die angeführten Schriften, gewissermaßen wie durch Visitenkarte, Oberschlesien Gelegenheit gehabt hat, den in Breslau tagenden Geographen Aufwartung zu machen, so wurde persönliche Bekanntschaft geschlossen, als ein Trupp von 41 Teilnehmern des Geographentages unter der Führung des Professors Dr. Frech einen Ausflug nach Oberschlesien unternahm, um sich einen Begriff von der Größe der industriellen und bergbaulichen Entwicklung dieses Landes zu verschaffen. Was die Ausflügler gesehen, zum Teil auch welchen Eindruck sie mitgenommen haben, darüber berichten die veröffentlichten „Verhandlungen des XIII. Deutschen Geographentages zu Breslau“ auf S. LIII ff. Ich glaube mein Referat mit der Überzeugung schließen zu dürfen, daß ich in demselben den Nachweis geführt habe, daß die Tagung der Geographen in Breslau auch für Oberschlesien von größerer Bedeutung gewesen ist.

Wasserkäfer.

An den Teichen im Labander Walde.

Von

Dr. J. Wahner, Gleiwitz.

Überm stillen Waldesteiche
Tanzen schillernde Libellen,
flinke Nixen gleiten lautlos
Über seine Silberwellen,
Während eine schwarze Kunde
Scheuer Wasserkäfer
Jählings niedertaucht zum Grunde.

Fühlen in der moor'gen Tiefe
Nicht der Sonne warmes Lächeln,
Fühlen nicht des Ostes Frische,
Nicht des Zephyrs lindes Fächeln;
Zaghaft steigen sie zu Lichte,
Nur um Luft zu schöpfen.
Dauern mich, die dunkeln Wichte!

Wüß' an ihrer Stelle scherzen
Mit den Nixen, mit den schlanken,
Wiegte mich zum sanften Schlummer
In der Wasserfeder Ranken,
In dem Schoß der Wasserrosen
Nähm' ich Sommerwohnung
Mit dem falter, mit dem losen.

Doch wer weiß, ob in der Tiefe
 Nicht geheime Zauber ruhen,
 Ob dort nicht der schwarze Taucher
 Findet goldgefüllte Truhen!
 Eine Krone nach der Sage
 Soll am Grunde liegen;
 Will er fördern sie zu Tage? —

Wer im Ocean der Perlen
 Farbenprächt'gen Schmuck will heben,
 Darf nicht in bequemer Barke
 Träg am Ufer nur hinschweben,
 Muß den Meeresboden schauen
 Sonder Schreck vor Haien,
 Vor den Krabben sonder Grauen.

Wer im finstern Erdschoße
 Will erschließen gold'ne Adern,
 Sich mit dem Metall bereichern,
 Wegen des die Menschen hadern:
 Muß mit Grubenlicht und Pickel
 Wie der Maulwurf schnüffeln
 Nach dem gleißnerischen Glücke. —

Unermeßlich wie der Erde
 Inn'res, gleich des Weltmeers Schlünden
 Bist du, Menschenherz! Wer dich will,
 Rätselhafter Schatz, ergründen,
 Darf nicht scheu'n sich, dein Verirren
 In der Leidenschaften
 Schutt und Schlamme zu entwirren.

Hannes Kirchgang.

Von

Marie Klerlein, Breslau.

„Hanne, stieh uf! hierscht des! Mach awing fir, doß de raus kimmst!
's is schund ei dar fünfta Stunde!“

Die junge dralle Bäuerin schlug dabei heftig mit der Faust an die kleine Thür, die zur Schlafkammer der Magd führte.

„Ju, ju, ich kumme schund!“

„Zuirscht machst de Feuer! Koffewasser und Schweinkartuffaln stelle druf!“

Nach diesem Befehl ging die Bäuerin über den mit Ziegeln gepflasterten Hausflur in die Wohnstube zurück.

Selten ist Hanne so rasch aus dem Bett gesprungen, wie an jenem Morgen. Nur ein klein wenig wischte sie mit den Händen über die Augen, dann war sie so frisch, als wäre sie soeben dem Bade entstiegen. Das that der Sonntag. Der Gedanke, daß es Sonntag sei, durchleuchtete ihr Gemüt und erzeugte darin die allersonnigsten Bilder. Seit Monaten hatte sie zum ersten Male die Erlaubnis erhalten, in den Hauptgottesdienst zu gehen. In die Frühmesse wurde sie fast jeden Sonntag geschickt; doch in Amt und Predigt ging die Bäuerin gern selbst. Die Bäuerin besaß so viele schöne Kleider, die sich nur für den Hauptgottesdienst eigneten und die alle zur Geltung gebracht werden mußten. Was konnte sie dafür, daß es Sitte war, bei solcher Gelegenheit den besten Staat zu zeigen. Zur Frühmesse, die schon um sechs Uhr gelesen wurde und nur eine halbe Stunde dauerte, zogen die Bauersfrauen bloß Kattunkleider oder geringere wollene Kleider an. Das war ebenfalls Sitte.

Hanne hatte ihren besten Staat schon am Abend vorher zur Hand gelegt. Sie wußte, daß ihr die Zeit zum Ankleiden wieder sehr knapp zugemessen sein würde. Heut mußte sie doch auch ihre Zöpfe flechten — die Zöpfe, die ihr schon so viele Rippenstöße im Leben eingebracht hatten und die sie deshalb an Wochentagen, wenn sie von des Tages Arbeit nicht allzu müde war, abends anstatt morgens kämmt und flocht, und die ihr so viele Freude machten! Schnell ordnete sie ihr Lager und warf einen Blick auf das neue braune Kopftuch mit den langen Fransen und der bunten Rosenguirlande sowie auf den gestärkten blumigen Kattunrock. Beide Gegenstände lagen auf der Kleiderlade ausgebreitet.

Schon wenige Minuten später prasselte im Küchenofen helles Feuer; Kaffeewasser und Kartoffeln waren zugesetzt. Hanne legte noch einige dauerhafte Scheite auf das brennende Reisig; da steckte der Bauer den Kopf zur

Küchenthür herein und sagte: „Zuirscht hullst de itz eene Roatber Klie rei; dar bleit ader uf a Mittich; eilän thust de a Kühn vum alden; und ursche niet dam Strähstruh nich, und fehr a Hoof!“

Hanne holte aus dem Schuppen die Radwer und hatte Sense und Rechen hinein. Da trat die Bäuerin zu ihr hin: „Und versiech olles gutt, wenn mer furt sein! Zerstoampe och dam Schweine de Kartuffaln urntlich, de Hälfte vu dar Schlippermilich, die ein Tuppe stiecht, thu eis Futter. De Kühe malke gutt aus; de Milich gisse ei de Aschlan, de Ziegamilich luß ei dar Gelte stiehn und räume de Kühe gutt uf! De Kinder läßt de schloafa. Wenn se ufwach, doo gibsta 's Frühstück und thu a wing Hulz uf a Mittich virschärn!“

Hanne schürzte während dieser Befehle ihren Rock empor, des feuchtesten Grases wegen, und legte das Halskapsel um; dann ging sie schnellen Schrittes, die Radwer voranstoßend, aufs Kleeefeld.

Die Sonne war schon ein Stück emporgerückt. An Halmen, Blättern und Blumen glitzerten Millionen Tautropfen. Allerenden sangen die Vögel ihre Morgenlieder. Hanne blickte strahlenden Auges in die weite Frühlingswelt, die voll von heiligem, andächtigem Sonntagsfrieden war.

Die weiche, frische Morgenluft strich ihr wohligh über Gesicht und Hals, über die entblößten Arme und Füße. Ihr war so eigen, so selig zu Mute! Am liebsten wäre sie mit den trillernden Lerchen hoch in die blauen Himmelsfernen geflogen.

Durch die wonnig erregte Seele der achtzehnjährigen Maid zogen in rascher Folge allerlei Träumereien, die bunter und lieblicher waren, als die Blumen der Wiesen, lichttrunkener als der hohe Himmel und klingender als das Lied der Lerchen. Sie fragte sich im Stillen, weshalb sie wohl so glücklich sei. „Verlechte, weils Sunntich is und weil ich ei die späte Kärche giehn darf — — —.“

Unwillkürlich lachte sie hell auf, hielt einen Augenblick mit der Arbeit inne, fuhr aber bald darauf um so rüstiger fort. Sie hatte sich selbst belügen und frommen Sinnes ihr ganzes Sonntagsglück der heiligen Kirche zuschreiben wollen. Dieser kleine Selbstbetrug war nicht sündhaft, zumal sie ihn rasch erkannte und zugab, daß ihre Seligkeit noch einen anderen Grund hatte. . . . „A wird gewiß bei Zeita doo sein und uf 'm Kärchoofe uf mich woarta. Niet dar Weinertpauer-Moad läßt a mersch extra soan, daß a heut bestimmt gieht und wäga mir blusich ständern wird — wäga mir — nee, och schunde — dar schmucke Schmiede-Hannes! . . . Ich gleebe, jede Pauertochter thäte mit dam ständern! . . .“

Sie dachte an die Rother-Guste, die schon längst ein Auge auf ihn geworfen hatte, und sie schwelgte selig im Glück eines stillen Triumphes.

Sie gedachte lebhaft eines Vorganges, der sich an Ostern ereignet hatte. Damals wurde sie von der Rother-Guste böse angesehen, weil Hannes nur Augen für sie, die Hanne, zu haben schien. Ihr war das peinlich gewesen; heute jedoch freute sie sich nachträglich über jenen Sieg. Sie dachte an ihr neues Kopftüchel und erwog die Frage, was er wohl dazu sagen werde. Das alte Tüchlein hatte ihm nicht gefallen; er hatte es ihr damals zu Ostern hinten heruntergezogen und dabei gesagt: „Su bist de viel schiener, Hanne. Du mußt deine Zeppe nich asu verstecka.“ Sie nahm sich vor, das neue Kopftuch nicht so weit nach vorn zu binden, damit auch ihre um den Kopf gelegten braunen Zöpfe, auf die sie nicht weniger stolz war, wie eine Prinzessin auf ihren Haarschmuck, recht zur Geltung kommen sollten.

Ein leiser Schatten schwebte über die sonnigen Bilder ihrer Seele, als ihr einfiel, daß sie sich eigentlich bei jenem Zusammentreffen recht einfüßig benommen hatte. Sie, die doch sonst zu rechter Zeit ein rechtes Wort zu reden weiß, hatte geschwiegen aus lauter Verlegenheit. Auf seine Frage hin: „Du, Hanne, wirscht de der nich o balde een Liebsta oanschaffa?“ hatte sie kein Wort der Entgegnung gewußt.

„Ich hoa nooch Keene“, hatte er weiter gesagt. „Ene wißt' ich, die ich mechte; die thät mer gefoalla. Se sticht nich weit weg vu mir. Miet dar meen ichs goar gutt und ufrichtig; doas soa ich doo vir dar uffua Kärche, vir ünsern Herrgoot soa ichs!“

Auch hierauf hatte sie kein Sterbenswörtchen zu erwidern vermocht; ihr Herz nur hatte laut und stark gepocht und in seiner Weise eine bedeutungsvolle Sprache geredet. Ob Schmiede-Hannes ein wenig von dem geahnt hatte, was ihr Herz redete, wußte sie nicht. Die Orgel hatte ihr feierliches Spiel begonnen, und sie war in die Kirche gegangen. „Siech ock, doß de recht balde amoal wiederkumma foannst!“ hatte er ihr zugerannt, als er ihr auf dem Fuße nachfolgte.

Ob es wohl Sünde war, daß sie an jenem Sonntag mit dem Beten nicht über die erste Seite des Buches hinauskam? Die Stimme ihres Gewissens muß wohl verneinend geklungen haben; denn der Schatten, der ihr Gemüt verdüstert hatte, war schnell verschwunden, und ihr ganzes Wesen strahlte wieder in lichter Seligkeit. Ganz genau entsann sie sich auf alle ihre Gedanken und Empfindungen, die ihr während des Gottesdienstes durch die erregte Seele gezogen waren, und am besten gefiel ihr, daß sie den Hannes im Stillen „a Guldhärze“ genannt und für ihn gebetet hatte.

Als der Bauer und die Bäuerin aus der Frühmesse heimkehrten, war Hanne mit all den Arbeiten fertig. Die Eheleute hielten Umschau und waren zufrieden.

„Hull izunder nooch een Kurb Kartuffeln aus dam Kaller, stech a wing Silote vum irschta Bäte uf a Mittich zu, und dernochtert koanst de diech zerechte macha, doß de furt kimmst!“

Endlich stand Hanne in ihrer Kammer und durfte sich zu dem ersehnten Kirchgang schmücken. Eilig flocht sie ihre Zöpfe und legte sie sorgfältig um den Kopf. Fast zweimal reichten sie herum, so lang waren sie. Sie sah dabei in den Zehnpfennigspiegel und kam zu der Überzeugung, daß Hannes recht hatte, als er sagte, sie sähe ohne Tüchel viel schöner aus. Aber sie konnte doch nicht mit bloßem Kopf in die Kirche gehen . . . Was würden die Leute dazu sagen!

Wenige Minuten nach Acht trat sie, zum Fortgehen gerüstet, vor die Thür. Wie ihr alles gut stand! Der blumige Kattunrock, die helle Schürze mit den breiten Bändern, die dunkle Stoffjacke und die Zeugschuhe! Den Rosenkranz hatte sie um die linke Hand geschlungen, das Gebetbuch unter den Arm gedrückt, und ein Richel, das sie sich beim Salatstechen aus dem Garten mitgebracht, hielt sie zwischen den Fingern.

„Na, doo hiert duch goar olles uf!“ rief die Bäuerin, nicht ohne Neid, als sie das blitzblanken, rosigen Mädels leichten Schrittes vorübergehen sah.

„Wie hußt de der denn 's Tichla tälsch im a Koop gebunda? Gleirickst de dersch avir! Du willst wull a Leuta Deine Eooda zeiga? Und luß dersch nich ärnte eifoalla, doß de ständern stiechst! Du giechst balde nei ei de Kärche, und a wing vurne hien giechst de, doß de Leute sahn, doß ma Dich ei de Kärche schickt! Suste heeßts wumiglich nooch: de Kiedelpauern schickt de Moad nich ei de Kärche!“

Hanne rückte ein wenig an ihrem Kopftuch und ging weiter. Die letzten Worte der Bäuerin verstand sie kaum noch. Auch der Bauer war herausgekommen und sah der Magd nach.

„'s is wärklich a schmuck froovulk, de Hanne! Wenn die vu eener Wärt-schoaft wär, doß se woas miete frigte, die mechta de junga Karle schund finda!“

Seiner Frau behagte das der Magd gespendete Lob nicht; sie entgegnete mißmutig: „Zu, uffgedunnert hoot se siech, als wenn sie vu eem Gutte wär, doo hußt de recht! Unserees is, gleebe ich, o nie viel andersch hargeganga!“

„'s stiecht ihr halt olles gutt!“ meinte der Bauer.

„Na, ich gleebe goar, Du hilffst dam Offa nooch!“ schrie die Bäuerin, zornig werdend. „Scham Dich!“

Der nächste Weg zur Kirche führte über Wiesenflächen, über Bäche und durch Gesträuch. Diesen Weg schlug Hanne ein, da ja das Wetter wunderhübsch war. Bei Regenwetter nämlich ist auf dem schmalen Wiesenstege kaum fortzukommen; die Schuhe bleiben im Schlamm stecken oder das Wasser der Pfützen dringt den Frauen ins Schuhwerk.

Der Pfad ging auch vorbei an einer kleinen Ortschaft, der sogenannten Bergdorf-Kolonie. Dort wohnte die alte Braunertin, eine arme Witwe, in der Giebelstube eines mit Stroh gedeckten Lehmhäuschens. Die Braunertin war eine Muhme von Hannes Mutter; sie war immer gut zur Hanne gewesen, so gut, wie keine andere der Verwandten. Als Hannes Mutter gestorben war, hatte die Muhme dem verwaissten Mädchen einen Dienst verschafft, und als sie gehört, daß Hanne im Dienste zu viel Prügel bekäme, war sie hingekommen und hatte das arme Kind aus den Händen seiner Quälgeister befreit. Das vergaß ihr die Hanne nicht. Während der Wochen, in denen die Hanne außer Stellung war, hatte sie bei der Muhme gewohnt und war von dieser zwar nicht zärtlich, wohl aber viel freundlicher behandelt worden, als von der Dienstherrschaft.

Viele Wochen lang war sie jetzt nicht bei ihr gewesen, eben deshalb, weil der Weg seit langer Zeit nicht trocken war. Wenn sie auf dem Wiesenpfade ging, sprach sie jedesmal bei der Muhme vor. Diesmal freute sie sich ganz besonders auf den Besuch. Was wohl die Muhme zu dem schönen Tuch sagen würde? Und wie sie erstaunen würde bei der Mitteilung, daß der Schmiede-Hannes mit ihr, der Hanne, ständern wolle? Ihre Zeit war sehr kurz bemessen; aber auf einen Sprung wollte sie doch hinauf. Sie konnte die Versäumnis durch rasches Laufen wieder einbringen.

Hurtig sprang Hanne die wacklige Holzstiege empor; dann öffnete sie leise die Thür, um die Muhme zu überraschen. Dampfe, üble Luft drang ihr entgegen. Die Muhme lag im Bett und starrte den Gast mit trüben Augen an. Ihr Gesicht war blaß und eingefallen. Erschrocken trat das Mädchen ans Bett und rief: „O Goot nee, nee! Ihr seid wull krank, Muhme? Woas is Euch denn?“

„Ju, ich bien siehr krank“, sagte die Muhme mit gebrochener, schwacher Stimme. „Ich koan alleene nich raus; ich liege schund da zweeta Taag, ohne een Truppa Woasser und ohne een Löffel Suppe. Ich hoa schund geducht, ich war su verloan inkumma müssa . . .“

Da sagte Hanne, von Mitleid bewegt: „Nee, Muhme, doo war ich glei halfa und Roat schaffa! Sull ich Euch a wing Thee kocha?“

„Brenng mer ock zuirscht a wing Woasser zu trinka; ich hoa Durst!“

Im Nu warf Hanne ihre obere Sonntagskleidung ab, holte am Brunnen frisches Wasser und gab der Alten zu trinken. Erquickt atmete diese auf. „Doas hoot gutt gethoan! Ollerliebste Madel, Dich hoot wull de heilige Muttergoots rufgeschickt. Ich hoa immerfirt zu ihr gebatt. Wenn de mer thätst itz a Brenkel Suppe kocha und mich a wing woascha und reene oanziehn! Siech ock, wie ich dooliege und wie ich ausfah!“

Hanne sah nur den beklagenswerten Zustand der Muhme und die dringende Notwendigkeit zu helfen. Sie hatte Kirche und Ständern vergessen.

So schnell das Mädchen auch hantierte — zwei Stunden waren fast vergangen, bis es die erforderlichsten Bedürfnisse der Kranken befriedigt hatte. Hanne hatte eine schmackhafte Suppe gekocht und der Muhme beim Essen die Schüssel gehalten, hatte dann mit Aufgebot aller ihrer Kräfte die Kranke herausgehoben, das Lager gesäubert und geordnet, die Muhme bequem gebettet, sie gewaschen und mit reiner Wäsche versehen; sie hatte sodann die Stube gefegt und den ganzen Hausrat in Ordnung gebracht. Als sie jetzt mit all den Arbeiten fertig war, versprach sie, abends nach dem Melken nochmals herzukommen und außerdem dafür zu sorgen, daß eine Nachbarin der Kranken zu Mittag ein wenig Kaffee kochte.

„Und giehst uf a Obend noch nie besser, doo loof ich zum Herrn Inschpeker, daß a Roat schoafft, und doß Ihr balde eis Krankahaus kummt. Durt hoat Ihr gude Pfläge, na gell ock hä?“

Die Braunert-Muhme war tief ergriffen von der Güte des Mädchens; sie stammelte die innigsten Segensworte.

„Gieh izunder!“ bat sie. „Verlechte kimmst de nooch ei a Sägen zerechte. Ma weef goar nich, wie spät's schund sein mag; dar Seger ist stiehn geblichn.“

Mit aller Geschwindigkeit hatte Hanne wieder ihre guten Kleider und ihr Tuch angelegt, und als sie der Muhme zum Abschied die Hand reichte, rief diese mit ungeheuchelter Verwunderung: „Wie siehste schmucke aus, Madel! Wenn Dich Deine Mutter izunder su amoal sahn thäte!“

Hanne eilte von dannen. In ihrem Herzen wogten allerlei stürmische Gefühle durcheinander, nachtdüstere und sonnige, wehe und wonnige; die düsteren und wehen gewannen die Übermacht . . . Er hatte vergeblich auf sie gewartet . . . Wenn er jetzt böse wäre — nichts mehr von ihr wissen wollte! . . . Sie fühlte ein Würgen im Halse, als müßte sie ersticken; sie wollte weinen, laut weinen, doch die Thränen versagten ihr. Wann würde sie wieder einmal in die späte Kirche kommen! Wenn es geschehen wird, dann wird er vielleicht schon mit einer andern ständern. Eine schwere dumpfe Beklommenheit legte sich ihr auf die Brust — sie vermochte die schicksalsbanger Gedanken, die sich ihr in der Seele regten, kaum auszudenken.

Mit glühendem Gesicht, nach Atem ringend, langte sie am Kirchhofsthore an. Der Gottesdienst war beendet. Einige Männer kamen bereits den Kirchsteg entlang, und aus der Kirchpforte schob und drängte sich die fromme Gemeinde.

Sollte Hanne sich umwenden und nach Hause gehen? Das ging nicht. Sie konnte doch unmöglich den weiten Weg gegangen sein, ohne ein

Vaterunser in der Kirche gebetet zu haben! Hastig schritt sie vorwärts. Vor Scheu und Scham wagte sie kaum die Augen zu erheben. Von den Vorübergehenden wurde sie mit fragenden Blicken gemustert. Ihr Herz krampfte sich zusammen in Angst und Verlegenheit; aber festen Entschlusses drängte sie sich durch die ihr entgegenströmende Menge der Kirche zu.

„Wu willst de denn hin, Madel?“ wurde sie gefragt.

Nur um ein Wort zu erwidern, antwortete sie mit der Gegenfrage „Is se denn schund ganz aus?“

Dabei drängte sie unaufhörlich vorwärts. Sie begegnete der Amtmannfröle und der Weißbrichwitwe. Diese Beiden waren die eifrigsten Beteschwestern und Klatschbasen des Ortes. Vor dem Gottesdienst beobachteten sie das Ständern der jungen Leute, und wenn der Gottesdienst beendet war, drängten sie sich rasch hinaus, weil sie gern an der Kirchhofsmauer Posten standen und Kritik übten an den Kirchenbesuchern. Am liebsten übten sie Kontrolle über die Kleider der Frauen und Mädchen, und sie konnten dann eine ganze Woche lang voll sittlicher Entrüstung über die sündhafte Zeit und die sündhaften Menschen klatschen.

„Du kimmst wull die Andern obhulln?“ fragte die Amtmannfröle spitz und scharf, als Hanne daher kam.

„Na freilich“, sagte die Weißbrichwitwe; „wenn ma siech asu schien putzt, doo braucht ma schund a wing Zeit — doo koan die liebe Kärche woarta!“

Hanne hörte jedes Wort, und sie wäre am liebsten vor Scham in die Erde gesunken. Doch sie behielt ihre Fassung und setzte den Versuch, trotz des Gedränges in die Kirche zu gelangen, fort.

Eine Frau aus Hannes Dorfe sagte: „Doas is ju Riedelpaursch Moad. Schickt diech deine froo itz irschte?“

Hanne fand keine Zeit zur Erwiderung; denn in ihrer Nähe tauchte die Rother-Guste auf.

„Se kimmst ju blußig wäga dam Schmieda-Hannes! Su a tummer Groasoffe mit dam fünfbiehntichla im a Koop.“

Das sprach die Rother-Guste, und das hörte die Hanne. Ihr ward schwarz vor den Augen. . . . Das war die entsetzlichste Schmach, die sie in ihrem achtzehnjährigen Leben erlitten hatte. Sie kam sich vor wie eine verruchte Sünderin, die an der Kirchenthür Buße thun muß.

Schmiede-Hannes war ausnahmsweise zur Seitenthür aus der Kirche gegangen, weil an der Hauptpforte ein Schwarm von Weibern den Ausgang versperrte. Er wußte nicht, daß dort die Hanne stand und von giftigen Zungen verlästert wurde — die arme, gute Hanne, die an jenem Sonntag Vormittag dem Herrgott tausendfach besser gedient hatte als all die andern zusammen, und die sich doch schuldig fühlte, weil sie zu spät in den heiligen

Gottesdienst gekommen war . . . Hannes ging in Gedanken versunken quer über den Kirchhof, der kleinen Kirchhofspforte zu.

„Su a hibsker urntlicher Mensch, wie dar is, dar wird siech groade noch eem froovulke vu dar Surte insahn!“ Die das sagte, war die Stellmachersfrau — eine Mutter von drei erwachsenen Töchtern.

Und die Rother-Guste rief: Durt giecht a ju! Loof ihm ock anoch, verlechte gibt a Der 's Geleete uf Heem zu. Bei dar Gart, wie Du eene dervune bist, doo is ju Mode, doß se a Moansleuta noachloofa!“

Alle gingen davon; Hanne nur blieb zurück. Sie war zur alten Linde getaumelt und hatte sich dort angehalten, weil ihr schwindlig wurde . . .

Mit heißen trockenen Augen starrte sie auf die buntfreudige Pracht der Gräber; sie war keines Gedankens mächtig. Durch die Öde ihres Gemütes brauste wirr ein Sturm totweher Empfindungen, und eine lähmende, würgende Beklemmung lastete wie schwarzes Nachtgewölk über dieser Öde. Ohne zu denken empfand Hanne, daß alles Wunderbare, das in ihrem Herzen gelebt hatte, plötzlich erstorben war. Erstorben das Blühen in ihrem frühlingjungen Herzen, dahin war all der frohlockende Zauber, der das hohe Glück eines armseligen Menschenkindes gebildet hatte. Sie starrte in den prangenden Vorsommer und sah das Prangen nicht.

Dann ging sie wankend von dannen, glücklos, zum ersten Male zweifelnd an Gott und dem Werte der Menschen. Ein ungewisses Fühlen sagte ihr, daß sie jetzt unglücklich und unselig sei für Zeit und Ewigkeit.

Ein Raufrost kann einen ganzen Frühling in einer Stunde vernichten. Die Werdekraft der Jugend aber läßt dann schnell einen frischen Frühling erblühen.

Das wußte die Hanne nicht . . .

Babia.

Von

Professor Scharnweber, Breslau.

I.

Während die Sage vom schwarzen Brunnen¹⁾ nicht allzuweit von der österreichischen Grenze spielt, versetzt sie uns jetzt nach Österreich-Schlesien selbst, in die Nähe der Quellen der Weichsel, nördlich vom Jablunkapaf.

Hier, so erzählt sie uns, durch die hohe Bergkette im Süden vor feindlichen Einfällen geschützt, wohnte ein friedliches Volk und erfreute sich

¹⁾ S. Heft I, S. 67.

in stiller Verborgenheit der Gaben, die ihm die Natur bot. Ein fruchtbarer Boden und ein mildes Klima belohnte dessen Fleiß durch den Ertrag reicher Ernten und mehrte seinen bescheidenen Wohlstand durch das Heranwachsen zahlreicher Schaf- und Ziegenherden. Die einzelnen Bauern hatten ihre Hütten mitten zwischen ihren Feldern erbaut und lebten hier einsam mit ihrer Familie. Mit ihren Nachbarn vereinigte sie kein anderes Band, als das wechselseitiger Hilfeleistung in dringenden Nöten. Dorf- oder gar Stadtgemeinden kannten sie ebensowenig, wie geschriebene Gesetze; denn die einzige Richtschnur ihres Handelns bot ihnen ihr Gewissen; dies allein wies sie an, was sie zu thun und zu lassen hätten, und unter den einfachen Verhältnissen, worin sie lebten, genügte es vollkommen, wenn sie sich seiner Führung überließen.

In außerordentlichen Fällen berief ein durch Alter und Erfahrung ausgezeichnete Mann die übrigen Hausväter der Gegend zu einer allgemeinen Beratung; indessen war seine Meinung ausschlaggebend.

Unter diesem einfachen Völkchen war in einer niedrigen Hütte, am Fuße des später nach ihr genannten Berges, eine Jungfrau herangewachsen, die nicht nur durch körperliche Reize, sondern auch durch ausgezeichnete Gaben des Geistes und des Herzens unter allen ihren Altersgenossinnen hervorragte und von ihnen, wie von allen Nachbarn, geliebt und geehrt wurde. Viele treffliche Jünglinge hatten sich schon um ihre Hand beworben, doch vergeblich. Sie zog vor, bei ihren Eltern zu bleiben, denen sie für ihr Alter eine Stütze zu werden hoffte.

Einst hütete sie, — es war am ersten Tage des wiederkehrenden Lenzes — am frühen Vormittag die Lämmer ihres Vaters, da trat aus dem Dickicht des angrenzenden Waldes ein schöner Jüngling heraus und begrüßte sie freundlich. Schon seine Kleidung ließ in ihm den Fremden erkennen; trotzdem fühlte sich Babia sogleich wunderbar zu ihm hingezogen. Er setzte sich neben die hold Errötende, legte seinen Arm um ihren Leib und begann mit wohlklingender Stimme ein Gespräch.

Wie gebannt hing das Mädchen an seinem Munde. Sie vergaß völlig, daß sie heut zum ersten Mal den Fremdling gesehen; ein unsichtbarer Zauber ging von ihm aus und unterwarf sie widerstandslos seinem Willen. Nichts galt ihr mehr die sonst so sorgsam behütete Herde; nicht dachte sie an ihre Eltern oder an ihre Freundinnen. In glühender Umarmung umschloß sie den geliebten Mann, und mit einem heißen Kusse gab sie sich seinen Liebkosungen hin.

Stunde auf Stunde verrann so den Glücklichen in seliger Selbstvergessenheit. Endlich entwand sich der Jüngling den Armen der Holden und eilte mit schnellen Schritten von dannen. Nach einer kurzen Weile entzog ihn der nahe Wald den Blicken der Verlassenen.

In tiefe Gedanken verloren saß Babia lange Zeit regungslos. Wer war der Fremde, dem sie sich mit Leib und Seele hingegeben hatte? Wo war seine Heimat? Würde er wiederkehren? Ach, in den langen Stunden, da sie in seinen Armen geruht, da sie seinen holdseligen Worten gelauscht, hatte sie nicht einmal daran gedacht, ihn auch nur nach seinem Namen zu fragen. Traurig erhob sie sich, sammelte ihre zerstreute Herde und schritt still ihrem Heim zu.

Sonst hatte sie alle ihre unbedeutenden Erlebnisse des Tages den teuren Eltern mitgeteilt; jetzt schreckte sie sogar der Gedanke an deren Gegenwart; fürchtete sie doch, ihr gesenktes Auge, ihre gerötete Wange möchte ihnen ihr süßes Geheimnis verraten! Sonst freute sie sich des abendlichen Zusammenseins mit ihren Gespielinnen; jetzt suchte sie ihrer Begegnung auszuweichen; wiederum hangte sie aber vor der Einsamkeit! Und alle diese Wandlungen hatte ein einziger Tag bewirkt!

Als ihre Freundinnen ihrer ansichtig wurden, eilten sie ihr entgegen. Bald aber fiel ihnen ihr verändertes Wesen auf. Als sie die Schweigsame in lustiger Weise darob schalten und ihr vorschlugen, heut, am ersten frühlingsabend, wie die Jahre vorher, mit ihnen gemeinschaftlich in dem zwischen hohen Buchen versteckt liegenden Weichselsee zu baden, antwortete sie nur mit einem flüchtigen Kopfnicken und entwich.

Als sie den Berg herabstieg, erglänzte der Horizont wie in rotem Golde. Babia glaubte, zwischen den purpurfarbenen Wolkengebilden das Antlitz ihres Geliebten zu erkennen, der einen zärtlichen Gruß ihr herabsende.

Dieser Anblick verscheuchte den Kleinmut des Mädchens und erfüllte sie mit neuer Hoffnung. Freudig führte sie ihre Lämmer heim. Nachdem sie ihre Eltern zärtlich begrüßt, bat sie dieselben um die Erlaubnis, mit den Freundinnen gemeinschaftlich in dem nahen Gewässer baden zu dürfen. Diese wurde ihr bereitwillig erteilt, und hurtig eilte sie von dannen.

Am Teiche fand sie ihre Gespielinnen nicht. Da sie indes deren baldiges Kommen sicher erwartete, zudem der Weiher, beleuchtet von den Strahlen des Mondes, die sich im klaren Wasser hundertfältig brachen, sie unwiderstehlich anlockte, so entkleidete sie sich und stieg in die silberklaren fluten. Hier, in der feierlichen Stille der Nacht, labte sie sich an dem erfrischenden Bade; während ringsum die Wälder dunkle Schatten warfen, stand sie, vom Monde hell beleuchtet, bis an die Brust im Wasser, das von ihrem Haupte gleich unzählbaren Perlen auf ihren schneeweißen Leib herabströmte. Plötzlich empfand sie ein nie gekanntes Wonnegefühl; sie fühlte sich so frei, so leicht, und nur schwer konnte sie sich dazu entschließen, wieder ans Land zu steigen. Doch sie mußte von der lieblichen Stätte scheiden, schon zu lange hatte sie gesäumt. Eilig kleidete sie sich an und kehrte wie neu belebt

nach Hause zurück. Hier suchte sie sogleich ihr nächtliches Lager auf und verfiel bald in einen tiefen Schlaf, von lieblichen Traumbildern umgaukelt.

Der frühe Morgen der beiden nächsten Tage fand sie schon auf dem durch ihre junge Liebe geweihten Platze; jedesmal erschien wieder der Erschnte, und in seinen Armen genoß sie unaussprechlich schöne Stunden.

Am dritten Lenzabend suchten ihre Freundinnen den Teich auf. Kaum waren sie am Ufer angelangt, da wallte plötzlich das sonst so stille Wasser auf und schlug Wellen, so hoch wie die Wogen des Meeres, so daß keine wagte, auch nur den Fuß einzutauchen und alle seitdem die Nähe des Weihers ängstlich mieden.

Am nächsten Morgen aber wartete das liebende Mädchen vergebens, Tag um Tag, Woche um Woche, Monat um Monat verrann, ohne daß Babia den Geliebten wiedergeschaut hätte. Ihren schweren Kummer verbarg sie still in ihrer Brust; kaum ein schmerzliches Lächeln huschte über ihr bleiches Antlitz, zusehends versiegte ihre Lebenskraft, und die trostlosen Eltern sahen schwer bekümmert der Auflösung ihrer geliebten Tochter entgegen. Auch ihre Gespielinnen, alle ihre Nachbarn beklagten laut jammernnd den drohenden Verlust, von dem sie alle in gleichem Maße betroffen wurden.

So waren schon dreimal drei Monde auf- und niedergegangen; der liebliche Lenz, der blumende Sommer, der fruchtspendende Herbst waren vorübergezogen, und der eisige Winter hatte Feld und Wald mit seinen frostigen Gaben überreich bedacht. Da schlugen eines Abends zwei Männer mit ihren Schlitten den Weg über den hartgefrorenen Weichselfee ein. Doch kaum hatte ihr Fuß die glatte Eisfläche berührt, da borst sie mit donnerähnlichem Getöse; ungestüm drängte das nachströmende Wasser hervor und zog die Wanderer in die Tiefe hinab. Aus der Tiefe aber erscholl dreimal der laute Ruf: „Babia!“

Als deren Vater die entsetzliche Kunde den Seinen mittheilte, sank die Kranke ohnmächtig auf ihr Lager nieder.

Kaum vergoldeten die ersten Strahlen der Sonne den Gipfel des Berges, da stand Babia am Ufer des Teiches, dessen spiegelglatte Oberfläche nichts von den Schrecknissen des gestrigen Tages verriet. Am Ufer aber saßen drei holde Jungfrauen; goldig strahlte ihr seidenes Haar, bläulich fluteten ihre sanften Augen, und in rosenroten Schimmer hüllte sich ihr schlanker Leib.

„Geboren sind wir“, riefen sie aus, „geboren sind wir von Dir, o Mutter, aus des Wassers reinstem Krystall, entsprungen im Schoße der Gottheit!“

Ehrfurchtsvoll sanken sie nieder und umfingen die Entzückte mit kindlichem Arm. Hoch in den Wolken aber, in leuchtendem Gewande, erschien der herrliche Jüngling und sprach:

„Herrschet mit Frauenliebe über das glückliche Thal und schützet es vor den bösen Geistern der Tiefe!“

Babia kehrte nicht wieder in ihre Hütte zurück. Gehorsam dem Befehle des Gottes, verbarg sie sich mit ihren Töchtern hoch oben auf dem Gipfel des Gebirges. —

Lange harrten die schwergeprüften Eltern auf die Rückkehr ihrer Tochter, deren Entschwinden sie nicht bemerkt hatten. Der gebeugte Vater, schon geschwächt durch das herbe Leid der letzten Monate, war völlig zusammengebrochen und fühlte sich außer stande, seine Behausung zu verlassen. Die Mutter aber schlich leise hinaus und ging an den Teich, in der Hoffnung, dort vielleicht irgendwelche Spur ihres verlorenen Kindes zu entdecken.

Daselbst angelangt, sieht sie sich plötzlich von wunderbarem Glanze umstrahlt und von unsichtbaren Händen hinaufgeführt zur lichtbefränzten Höhe. Hier empfängt sie Babia, umgeben von ihren Töchtern, mit kindlichem Sinn und redet sie also an:

„Dich treibt der Mutter zarte Liebe zur Tochter, mein kindlich Herz ahnte es. Nur noch einmal steige hinab zu dem lieben Vater und sage ihm, daß ein Gott zu seiner Tochter sich liebend herabgelassen hat und daß diesem Bunde drei Jungfrauen entsprossen sind. Bedarf er irgendwelchen Rats für sich oder die übrigen Bewohner des Thales, so soll er hier herauf kommen. Zwar für menschliche Augen fortan unsichtbar, will ich doch, in Wolken gehüllt, ihm den Willen der Gottheit kundthun und so im trauten Verein mit dir, Mutter Eissa, und meinen drei Töchtern Schantorie, Drowniza und Barania, die beglückten Thäler beherrschen; denn auf den Frauen ruht der Segen, und von ihrem Reiche geht das Heil der Familie aus und der Segen der Völker!“ —

Diese reizende Sage, wohl die älteste der uns überlieferten, versetzt uns in die seligen Zeiten zurück, wo die Menschen noch in dem Zustande der unschuldsvollen Kindheit lebten. Die Götter, offenbar Personifikationen der Naturkräfte — der Sonne, der Wolken und des Wassers — standen mit den Menschen noch im innigsten Verkehr und wirkten fort und fort unmittelbar auf ihre Geschehe ein.

Von einer christlichen Überarbeitung ist hier nichts zu bemerken, und alle Spuren von späteren Einschübseln sind, um den Gesamteindruck nicht zu verwischen, im Vorstehenden absichtlich unterdrückt worden. Aus dem gleichen Grunde habe ich an dieser Stelle die Erzählung unterbrochen. Denn wenn auch die Fortsetzung der Sage im Ton möglichst genau dem ersten Teile genau angepaßt ist, kann sie ihren späteren Ursprung schon um deswillen nicht verleugnen, weil der ihr zu Grunde liegende Sinn dem des ersten Teiles schnurstracks entgegenläuft.

II.

Zu groß war das Glück, das die Bewohner dieser gesegneten Thäler genossen, als daß es hätte von Bestand sein können.

Noch lebte Babias Vater, da ballten sich vom Norden her schon schwere Wetter zusammen, mit Tod und Verderben drohend.

Eines Tages war er zu dem wolkenumhüllten Wohnsitze seiner Tochter hinaufgestiegen, da gewahrte er in der ferne lodernde Flammen den Himmel röten. Als er voll Entsetzen Aufschluß über die Unheil kündende Erscheinung begehrte, antwortete ihm die Seherin:

„Kriegerische Horden sind bei Euch eingekehrt, Euer stilles Glück zu vernichten. Suchet nicht, der göttlichen Schickung zu widerstehen. Weichet vor dem Feinde und zieht Euch auf die Berge zurück. Hier erwartet in Demut und Geduld die Rückkehr glücklicherer Tage; ihr werdet sehen, daß die gegenwärtigen Prüfungen nur der Beginn sind eines neuen, ungetrübten Glückes!“

Tieferregt ging der Alte von dannen. Als er unten anlangte, sah er seine schlimmsten Befürchtungen übertroffen. Sämtliche Hütten im Thale erstrahlten in flammendem Feuer, und ihre bisherigen Bewohner flohen klagend und jammernd auf die benachbarten Berge. Auch sein eigenes Heim, an das ihn so viele teure Erinnerungen knüpften, war dem feindlichen Element zum Opfer gefallen.

Doch, eingedenk der Mahnungen seiner Tochter, überließ sich der Greis nicht thatenloser Trauer, sondern sammelte die Zerstreuten, teilte ihnen Babias Befehle mit und veranlaßte sie, sich droben auf den Höhen neue Wohnsitze zu gründen.

Inzwischen hatten sich die Eindringlinge in den Thälern angefriedelt. Sie gehörten dem germanischen Stamme der Eugier an. Habe und Gut der Vertriebenen war in den Flammen zu Grunde gegangen, Ackerbau kannten sie noch nicht, und so zwang sie die Not, ihre Feinde aufzusuchen und mit ihnen Frieden zu schließen. Beide Völkerschaften sollten sich vereinen; die rauhen Krieger übernahmen es, die Thäler vor fremden Angriffen zu schützen und die Gemeinde mit Wildpret aus den nahen Wäldern zu versorgen, während die andern durch ihren Fleiß dem Schoße der Erde die nährenden Halmfrucht abgewinnen sollten. Über alle sollte aber Babia herrschen, deren Willen, wie bisher, ihr Vater erkunden würde.

Wieder kehrte Frieden und Wohlstand in die lieblichen Thäler zurück und spendete reichen Segen über Sieger und Besiegte.

Allmählich jedoch wurden jene des wunschlosen Glückes überdrüssig und begannen darüber zu murren, daß sie Befehlen gehorchen sollten, welche ihnen Weiber und schwache Greise auferlegten. Die allgemeine Unzufriedenheit kam auf einer Versammlung zum Ausdruck, zu welcher Klimschok, der Anführer der Eugier, ein edler, wohlgebauter Jüngling, seine Stammesgenossen einlud. Von allen Seiten wurde es wie eine Schmach empfunden, daß sie von Leuten Befehle entgegennehmen sollten, die einst zu schwach und zu feige gewesen seien, ihnen Widerstand zu leisten. Immer mehr erhitzen sich die Gemüter ob des ihnen angethanen Unrechts, und als Lipnik, ein tapferer, junger Held, zur gewaltsamen Lösung des Bundesverhältnisses in flammenden Worten aufforderte, fand seine Rede stürmischen Beifall.

Da erhob sich der edle Klimschok.

„Nicht durch Treubruch, liebe Freunde, nicht durch Verletzung geschworener Eide wollen wir zur Herrschaft gelangen.“

Lautes Murren unterbrach ihn.

„Nein“, fuhr er mit erhobener Stimme fort, „das könnte uns nimmer zum Segen gereichen. Es giebt noch ein anderes Mittel, die Früchte unseres Sieges zu genießen, nämlich das, uns mit den andern ehelich zu verbinden. Mögen die Männer unseres Volkes sich Töchter aus den Hütten der Hirten nehmen; ich und die drei Edelsten unter uns wollen aufsteigen zu den Höhen und uns die Herrscherinnen dieser Gegenden zu Gattinnen erwählen. Lipnik, Krapak und Gura, Ihr sollt die drei göttlichen Jungfrauen heimführen, ich aber nehme mir die stolze Babia, und mit ihnen zusammen werden wir ein glückliches Volk beherrschen!“

Nicht enden wollende Beifallsrufe erschallten. Der Beschluß wurde zur That, und aufs neue vereint schlossen sich eng zusammen die Goralen — dies war der Name der Ureinwohner des Thales — und die Eugier. —

Dieser zweite Teil der Sage spielt in den ersten christlichen Jahrhunderten, da erst dann der Einfall der Eugier stattfand, und würde zeitlich etwa mit der Sage vom schwarzen Brunnen zusammenfallen. Er weist auf eine Verschmelzung von Slaven und Germanen in den dortigen Gegenden hin, sowie darauf, daß trotz derselben die Eroberer ein gewisses Übergewicht gewannen. Freilich ist es nicht zweifellos sicher, daß damals schon Slaven dort wohnten; daß aber diese Sage slavischen Ursprungs ist, das beweisen schon die Namen der „lugischen“ Edeln, Klimschok, Lipnik, Krapak, Gura (!), sowie die Art und Weise, wie die Thatsache der germanischen Oberhoheit motiviert wird.

Im übrigen stellt sich der zweite Teil in direkten Gegensatz zu dem ersten, wo alles Glück, das jenen gesegneten Thälern zu teil ward, von dem milden Frauenregiment hergeleitet wurde. Endlich ist auch der Gedanke wenig ansprechend, daß die Geliebte eines Gottes und ihre drei Töchter den ersten besten Bewerbern um ihre Hand sich widerspruchslos sollten ergeben haben.

Somit darf man wohl mit Recht in der Fortsetzung der reizenden Sage ein späteres, unorganisch angefügtes Nachwerk erblicken.

Wie mersch eim Neisser Museum derging.

Humoreske im Dialekt der Neisser Gegend

von

Gymnasial-Oberlehrer Ruffert, Neisse.

Ich bin Haushälter ei der Breslauerstroaße und woasde mei Scheff is, der soate immer zu mer: „Koarle, soat a, thu woas fer deine Bildung und lies de Zeitungen! Die vum Tage vurher koanste immer kriegen!“ Na, doas ließ ich mer nich zweemoal soan, doas heeßt bluß nich Mittwuchs und Sünnoabends, weil doa keene Zeit nich is vu wägen da vielen Pauern, diede ei ünsem Geschäfte verkehren. Und nu hoa ich ooch woas vu Altneisse und sitten alen Kroam geläsen, doas is nämlich mei foall. Mir is ordentlich eisfoalt a Puckel nundergeloosen, wie ich doa loas, doasß de alen Spießberger uf'm Ringe dan labendigen Herzug vu Oppeln an Kupp kerzer gemacht hoan, und desdehoalbich mag ich Wabens immer nich gärne iber a Ring gihn, eemal weil mer doa überhaupt asu entersch is, und dernoh weil ich mer immer eibilde, die „bewußte Emilie“, die ich hoa sitzen luffen und die mer desdehoalbich itze als Gespänste erscheinen will, werd mer uflauern, und doa foann mer'sch dreckich gieh'n, denn die is nich sauber. Na gleisewull kunnt ich mer'sch nich verhalten, ich muß mer partuh amoal doas ale Richtschwert ei unserm Neisser Museum doa hinger der Bischofsmiehle oansehn. Und doa glungelte ich halt amoal oan em Sunntiche noach der „Warmen-Sinder-Messe“, wie se de „Elfte Messe“ genennen, die Bischofstroaße nunder, hult' an Bihm aus der Westentoasche raus und loatschte nei. Wack, du heiliges Voaterle, woar doas anne Beschärung! Keen dräh'nig kunnt ma im's Geherne wern, asu viel hing und stoand doa im em rim. Na muß a Altertumsleiten Recht goan, wenn se immer wieder schrein, doasß'n viel zu enge wird ei da drei alen Kamurken. Na, kaum

woar ich ei de zweete Stube neigetoapert, doa kimmt ooch schunt a grüßer, freindlicher Affezier uf mich zu — ich weefß aber nich, woarsch a Majur oder a Hauptmoann — und thoat asu hibsch mit mer, doasß ich schunt duchte, a hält mich fer an Groafen oder suste woas Vürnehmes. Und's tauert ooch nich lange, doa zeigt a mer doas ale Richtschwert, vu dam ich vureens redte, und dernäben loag goar vunt a Richtbeil, doasde ooch schunt, wie's uf'm Stiele zu läsen woar, Moanchen an Kupp ferzer gemacht hoatte. Nu hoa ich aber vu Natur asu a soamftes Gemitte und foann sitte ufregende Sachen nich gutt vertraagen; mer wurd schunt ganz entersch vu dan bluttigen Geschichten und doa schroammt ich halt noch amoal ei de erschte Stube zerrickte. Doch 's foann nich timmer sein: ich stieh halt schunt wieder vur su an Spickrich vu Herschfänger, mit dam amoal su a verwimmerter Kärle ünsen guden alen Pfoarrer Neimoann — Goot hoab'n selig! — beinoache dermoanscht hätte. Ei der dritten Stube, wu ich zulezte neitroatschte, doa woarn uf am Wandbrette anne ganze Zoaspel Zinnbecher — „vu a fleeschern“, — wie mer der freindliche Hauptmoann derklärte — und doa foam mer ei meiner Tummheet dar Gedanke, wie doas schien sein thäte, wenn se een'm ei'm Winter, wu's asu kahlt ei der Bude is, an ürtlichen Grogg bräuten, Gefäße derzune sein ja genunke doa. Na, wie ich hier und doa noch a fleee Ständerle mache, und bale anne ale Titte vu Anno Toback, bale ales Geklunker, woasde meine Grufmutter nich amoal gemucht hätte, und die vielen Münzen, Koarten und Geschichten betracht't hoatte, wu uf Zätteln zu läsen stoand, woas dermitte fer anne Bewandtnis hoat, doa ducht ich asu bei mer, wenn mir doas Olles gehierte, doa thät ich verleichte a Haushälter oan a Noagel hängen und meine Emilie heiroaten, dernoachern thät ich mer anne Moarktbude keefen und drinne da ganzen alen Kroam uffstellen und da Leiten derklären. Meine Emilie mißte oan der Kasse stiehn und de vielen, hibschen Zähusennichstücker eisacken. Wär doas nich a schie Geschäft, hä? —

Ei da Gedanken woar ich nderdessen aus'm Museum nausgetoapert und ei de ale Bischufftroasße neigeländert, wu ich mit een'm Moale an hoagelsmäßigen Dorocht verspiere; 's werd wull vu dam vielen Simmelieren gekummen sein. Und 's foann nich neckscher sein, doa stieh ich ooch schunt vur am Hause, wode droan stieht: „Restrazion“, und ooch a heiliger Josef mit anner weißer Lilie ei der Hand woar iber der Thire zu sähn. „Na“, ducht ich asu bei mer, „doa biste ja schunt vur der rechten Schmiede“, und loatsche nei. Wach, du heiliges Linkschwenk! wie wurd mer doa grien und bloo vur a Wogen! Ich ducht nich andersch, als der Biese hätte sei Spiel mit mer getrieben und mich durchtigen Bruder wieder ei's Museum mit dam vielen vertruckneten, vermoderten Kroam gebrucht. Ich woar halt

reen wie mit'm Wischhoader im a Kupp geschloan. Nischte wie aler Plunder hing doa vu der Decke runder oder stoand ei ollen Ecken rim. „Tu doa!“, soa ich doa zum Werthe, derde groade uf mich zufoam, „woas is d'n doas?“ „Raritäten sind das“, meente der, „und zwar Raritäten der seltensten Art“. „Na, weesß der Guckuck“, soa ich, „ich bin a aler Teiffer und kenn doas nich!“ „Is Ihre Schuld“, meente doa der Werth, „dem kann abgeholfen werden un ick bejrieße Sie jern als Stammjast“. Wie a mir nu a Seidel Bier bringt und ich mit'm oanstuße, doa bitt ich'n scheen, er sellde mer nu ooch woas vu der schienen Sammlung derklären. „Wissen Sie“, meent a doa, „eijentlich du ick dat man bei mindestens sechs Jästen; aber weil Sie's sind, und Sie mir so jut jefallen“ — de Werthe sein halt werflich goar zu freindliche Seite — „da will ich mal 'ne Ausnahme machen“. Doa-dermit stoand a uf und's Erklären ging lus. „Vorneweg muß ick Ihnen bemerken“, soat a, „dat schon lange, vordem sie dat Museum in der alten Kommandantur einjrichtet hatten, 'n paar brave Birjer bei Faulhaber uf der Breslauerstraße so'n Art Museum jejrindet hatten, wat denn mehrschten-deels zu mich in mein früheres Lokal uf der Zollstraße verlegt wurde“. Weil a noch asu parlarte, hoatt a an alen Stiefel ei de Hand genummen. „Sehn Sie“, soat a und hielt mer doas hoalb verschimmelte Ding unter de Noase, „det is der Stiefel, mit dem Napoleon dat linke Rheinufer abjetreten hat, un det sind“ — doadernitte zeigt er mer a poar oabgelegte kurze Hosen — „det sind seine Badehosen, die er 1812 anhatte, als er durch die Beresina schwamm“. „Na, hiern se!“ wullt ich'm erwidern, aber doa hott a ooch schunt wieder anne dreckige Ofentire ei der Hand: „Hier sehn Sie die Ofentüre, die B. Thoven komponiert hat, und dort“ — doa zeigt a uf a Stükel vermodertes Leder, „det is 'n Stück von der Reithose des alten Zieten“. „Hier haben Sie“, papert a wieder weiter, „det zersprungene Trommelfell eines Soldaten, der die Schlacht bei Leipzig mitjemacht hat, wo man bekanntlich den jräßlichen Kanonendonner durch halb Europa hörte“. Dernoachern brucht a an alen, zerscheterten Kurb und soate: „det is dat Körbchen, in dem Moses in den Nil jesetzt war und das später in der Bieler auffejischt wurde; Moses war aber nich mehr drin“.

Ich soag mer a Werth vu der Seite oan, denn doas foam mer halt doch a bissel goar zu necksch vür, aber weil a immer a ganz ernstes Gesicht dazune machte, doa ducht ich halt, doas wird schunt nich anderscher sein. A ließ mer ooch keene Zeit nich zum Denken, doa parlart a ooch schunt wieder weiter: „Hier is det Jebiß von Adam, mit dem er in den sauren Appel beißen mußte. Hier eine Riesen-Klapper-Brüllen-Schlange, vom Kopf bis zum Schwanz zwölf Meter, vom Schwanz bis zum Kopf acht Meter lang, macht zwanzig Meter. Sie ist so lang, daß sie am Kopf

nicht hört, wenn sie mit dem Schwanze klappert, und am Schwanze nicht, wenn sie am Kopfe brüllt, daher der Name Riesen-Brüllen-Klapper-Schlange". Nu brucht a anne verrußte Pistole avür und deffelmierte weiter: „Det is die Pistole, mit der sich Bulangscheh auf dem Trabe seiner wilden Braut erschossen hat. Hier haben Sie“, doadermit zeigt a a poar ale Pinsel, „die fünf Pinsel, womit Makert die fünf Sinne jemalt hat. Dort is'ne Trommel, mit welcher die Juden die Mauern von Jericho erschütteret und eine Posaune, die dann zum Umblasen benutzt wurde“. Doa druf brucht a a dreckiges Ei avür, zeigte druf und meente: „Det Ei hier“, meent a, „is det Ei, mit dem Kolumbus Amerika entdeckt hat“. Gleich druf foam a mit am alen Pusthurne oangeschleppt und soate: „Det is det joldne Horn“, soat a, „mit dem der Sultan die Haremsdamen zusammenbläst“. Nu verknucht noch amoal, ducht ich asu bei mer, doas is ju a sihr gebildter Goastwerth, der weesß ju meher, als wie moancher Prufesser. Aber zum Simmelirn ließ a mer goar keene Zeit nich. „Hier sehen Sie“, legt a wieder lus, „den Schleier der Braut von Messina“. Ich duchte, 's wär a fetzen vu ener alen, verroocherten Gardine und soate uf'm: „Na, hiern se“, soat ich, „wenn ich asu wie der Herr Messina wär, ich thät's vu meiner Braut nich leiden, doasß se mit ihrem Schleier asu imginge“. Doa hocherte der Werth vur sich hin und zeigte gleich druf mit der Hand noach'm fensterbrattel, wu a Schnoapsgloas druffestoand. „Sehn Sie dort den Weinrest? Der is von Figaro's Hochzeit, und da in der Ecke, das Ding mit die vielen Zinken, is der Kamm des Riesenjebirjes.“ Nu wurd ich aber foalsch, denn doas woar mer doch goar zu stoarker Toback; ich meente deshoalb uf'n: „Na, hiern se“, meent ich, „wenn ich ooch bloßich a tummer Haushälter bin, sitte Rettiche luß ich mer nich vürreiben, nee! zur Funze loasß ich mich vu Ihnen noch lange nich machen“. Doa soate aber der Werth ganz freindlich zu mer: „Aber mein Verehrtester“, soat a, „ich werde mir doch nicht erlauben, einen so feinen Herrn zum besten zu halten“. Na, mit dam „feinen Herrn“ hoatt a mich glei wieder begitschelt; ich liß mer noch an guden Kümmel zum zweten Seidel geben und ooch noch an eigelegten Harung, derde werflich ganz telekat schmecken thoat. Wie ich mer dernochern mit der verkehrten Hand de Gusche oabgewuscht und bezoahlt hoatte, doa meent ich uf a Werth: „Na, hiern se, oalles, woasde recht is, Se hoan werflich ganz fermose Raretäten, noch viel schiener, als wie ei'm werflichen Museum. Na macht sprächen, 's wär nich meeglich!“ —

Und doa schriemt ich naus.

Valentin.

Von

Josef Theodor, Breslau.

Dieser Mann, von dessen wenig bedeutungsreichem Leben Ihr hier erfährt, war mit allerlei Unglück beladen zur Welt gekommen. Er hieß Valentin mit dem Vornamen. Sein Familienname thut hier in der That nichts zur Sache. Valentin wurde er gerufen, und nur die Behörden waren neugieriger. Sonst hätte er seinen Vatersnamen in seinem bescheidenen Gehirn vielleicht allmählich selbst vergessen. Wenn man von ihm sprach, so sagte man wohl „der blinde Valentin“. Ja, denn der arme Teufel war nahezu blind von Geburt an. Und die garstigen Kinder schriegen hinter ihm her: „Schlepucha! Schlepucha!“ das heißt so viel wie Blinder, aber in dem verächtlichen Sinne der Blindschleiche etwa. Die Kinder sind in solchen Dingen gefühllos, ihre leichtsinnigen Beleidigungen bringen die Menschen zum Hasse.

Ah, wenn Valentin einen solchen flinken Knirps hätte packen können! Es hätte vielleicht ein Unglück gegeben, das nie wieder gutzumachen gewesen wäre. Denn Valentins Jähzorn kannte keine Grenze, der Mann hatte seine Leidenschaften nicht im Zaume. Aber . . . er konnte in seiner Wut nur ohnmächtig zittern; sein Körper erbebt förmlich darunter, sein Gesicht verzerrte sich in einem häßlichen zuckenden Krampfe. Mit seinen halbblinden Augen starrte er trübe in die Welt, sie konnten die Racker kaum erkennen, und er schüttelte ihnen die drohenden Fäuste nach, während sie schadenfroh und geifernd unausgesetzt dieses gellende Schimpfwort hinter ihm herriefen: „Schlepucha! Schlepucha!“

Er war Korbflechter, dieser Valentin. Seine Wiege stand hinter dem Kreuzburgischen, und von dort hatte er in das Herz Oberschlesiens, in dem er nun schon seit vielen Jahren saß, einen helleren Dialekt mitgebracht. Er grüßte nicht anders als „Guten Tag, winsch ich“, und das gab ihm doch unter den stumpferen und unhöflicheren Eingeborenen eine gewisse weltmännische Art. Dazu war er wohl erfahren in der Kunst seines Handwerks, und der Verehrung für das dralle, weibliche Geschlecht gab er in gar feinen, zierlichen Körbchen Ausdruck, die er nach dem Feierabend zusammenbastelte. Das war aber nur im Winter. Kaum begannen die linden Lüfte zu wehen, dann war es um seine abendliche Ruhe geschehen. Wenn der Frühling über die nasse Ebene brauste, wenn gar die Nächte warm wurden, da begab sich mit ihm eine merkwürdige Veränderung.

Ja, er war ein simpler Korbslechter. Mein Gott, womit sollte ein Blinder sonst noch sein bißchen Brot verdienen? Vom Morgen bis zum Abend saß er da, pfiß wohl ein paar melancholische Melodien, saß aber mit gebogenem Rücken und ließ die Ruten schnell durch die Finger gehen. Er pfiß sehr eigentümlich und schön. Ich möchte mich zu der Behauptung versteigen, daß in diesem blinden Korbslechter eine Art Künstler steckte. Denn er besaß dazu eine Klarinette, und an warmen Abenden, während die violette Dämmerung sich über die stille, weite Landschaft senkte, blies er darauf. O, sein Repertoire war reichhaltig, aber es war auffallend, daß Valentin die traurigen, polnischen Lieder bevorzugte. Er schwelgte in dieser Melancholie, war in ihr zärtlich, liebevoll. Und das paßte so ausgezeichnet zu dem Dufte dieses ganzen Bildes. In der reglosen verdämmerten Ebene dieses Grenzlandstriches, die sich so weit und eintönig in den Horizont verlieren kann, habt Ihr die Eigenart seiner Menschen. Kaum daß ein Strauch aus ihr emporragte, liegt sie ohne einen Reiz da. Hinten blauen endlose Kiefernwälder. Da ein gedrücktes Häuschen, dessen kalkgetünchte Lehmwände im letzten Lichte fahl herüber schimmern. Ein einsames, schüchternes Lichtchen irgendwo im schwimmenden Dämmern. Als hätte diese Weite und Öde keine Grenzen, — und so füllt sie mit ihrer Unermeßlichkeit die Seelen.

Hörtet Ihr schon ein paar junge Mädchenkehlen aus den Schleiern des Abends ein Lied singen? Hier quillt die Trauer in den langen Tönen um so inniger.

Nun, so stand es mit Valentin.

Gar wenn er eine Affaire hatte mit irgend einem Bauernmädchen. Selten hatte der arme Teufel da Glück. Diese hilflose, müde Gestalt mit den dünnen Gliedern, den wasserblauen, kleinen, rührend hilflosen Augen war in der That nicht gerade verführerisch. So ein junges Mädchen bevorzugte mehr die elastischen, geschmeidigen Männer. In solchen Unglücksfällen kaufte er sich eine gehörige Portion „mit Pfefferminz“ und blies bis spät in die Nacht hinein. Manchmal hatte es schlimme Folgen; man beschwerte sich, und der blinde Korbslechter hatte seine Singlust mit einem Thaler zu bezahlen. Von Polizeiwegen; ruhestörender Lärm.

Das wurde aber mit der Zeit alles anders. Valentin war allmählich erster Geselle geworden, eine Art Obergeselle, wenn man so will. Er verdiente ein schönes Geld, bekam am Wochenende so an die sieben Thaler noch heraus, wenn er nicht im Vorschuß saß. Das geschah ja nun öfter, denn Valentin hatte nun einmal für den schönen Tröster „mit Pfefferminz“ eine wachsende Zuneigung gefaßt. Die Meisterin schalt ganz derb auf ihn ein, und er erwiderte kleinlaut und beschämt:

„Ja, ja, is richtig. Das verfluchte Saufen, das wer ich mir noch abschaffen. Gu'n Nacht wünsch ich, Frau Meistern.“

Nun schlich er in großen Umwegen in die Kneipe. Er dachte an die Meisternin und trank an diesem Abend nur den süßen Cyder, der doch auch eine ganz gute Wirkung thut.

„Ich werr jeze bluß noch Wein trinken“, schwor er seiner Meisternin. Aber der Cyder war auf die Dauer eine fade Sache, und bald versuchte er es mal „mit Kirsch“. Der glühte doch ein bischen kräftiger die Kehle herunter, und wenn er mitten in seiner Arbeit so einen glücksenden Schluck nahm, war er wie neugeboren.

„Nee, nee, Frau Meistern, saggen Se bluß ni was auf'n Schnaps. Das was die Seele brauchen tut, das muß se haben.“

Die ärgste Kümmeris aber erfuhr Valentin, als ihn die üppige flora betrog, die Dienstmagd des gnädigen Herrn Amtsrichters. Diese flora, alle Wetter, war ein prächtiges Weib. Ein Gesicht, man kann sagen, es war weiß und rot wie Milch und Blut, einen drallen, derben Körper, ein heißblütiges Temperament, das alles nannte dieser Racker von Weib sein eigen. Valentins blinde Augen konnten diese Vorzüge nicht ganz würdigen, aber mit seiner Splendinität hatte er es doch so weit gebracht, daß er sie umarmen durfte. Unter den Wellen, die ihm von ihrem Körper betäubend herüber schlugen, schwand ihm fast das Bewußtsein. Er preßte sie mit seinen dünnen Armen, und vor seinen Augen flimmerte es dunkel. Dazu schlugen ihm die Schläfen hämmernd; er wäre fast ohnmächtig geworden.

Was flora anbelangt, so schien diese wilde Leidenschaftlichkeit ihr nicht eben zu mißfallen. Sie liebte ihren blinden Anbeter mit verliebten Blicken. Weiß Gott, dieses unscheinbare Männchen hatte ihr gehörig heiß gemacht. Sie schrie nicht einmal auf, als Valentins dürre Finger sich schmerzhaft in ihren vollen, runden Arm flammerten. O, er war nicht so übel in der Liebe, dieser blinde Korbflechter!

Aber es war eine eigene heikle Sache mit seiner Liebe. Zu mehr als diesen paar plumpen, leidenschaftlichen Liebkosungen fand er keinen Mut. Und das war vielleicht, weil in seinem Herzen eine Vorstellung vom Weibe, vom geliebten Weibe wohnte, die an Abgötterei grenzte. Er sah im Weibe nicht den Menschen, sondern eine Art duftiger Göttergestalt. Ja, das that er in seiner Einfalt.

Nun geschah es ihm aber, daß flora von dieser Ehrfurcht nicht erbaut war auf die Dauer. Welch ein blöder Geselle, der nichts anderes zu thun wußte, als sie mit einer zitternden Wildheit an sich zu pressen, ein paar Worte zu stammeln und sie mit seinen blinden Augen hilflos anzustarren!

Und jetzt dauerte die Herrlichkeit nicht lange; das Mädchen fichterte eines Abends hoshast und beleidigt hinter ihm her, während er voll zitternder Seligkeit nach Hause wankte. Sie lachte, und nur ein paar Tage später hatte sie einen anderen Schatz, der zwar weniger Geld verdiente, aber ihre Reize doch ein wenig lebhafter zu würdigen verstand.

Valentin verlebte damals schlimme Tage. Zwischen ihm und seinem bishen Welt war damit roh jeder Faden abgeschnitten. Er fühlte sich unsäglich einsam und elend. Kein anderer Trost blieb ihm als ein kräftiger „mit Kirsch“ und seine Klarinette. Beide mußten sich seiner Qual immer eifriger erbarmen.

Ja, Valentin, der einfältige, gute Valentin war ein rechter Saufaus geworden. Er bekam sonderbare Marotten zu dieser Zeit. So z. B. entdeckte er, daß ein wenig Einguß „mit Kirsch“ der Klarinette höchst wohlthue; er entdeckte, daß sein geliebtes Instrument eine Seele besaß so gut wie er selbst. Und wenn er seine Seele mit Kirsch begoß, so durfte die andere nicht darben. Man muß es ihm lassen, er gab ihr reichlich, besonders an den freien Sonntagen der warmen Jahreszeit.

Braune, feuchte Erde, die den Winter in sich hinein gezogen hat. Blaßblauer Himmel, flirrendes, warmes Sonnengold, ein paar silberduftige Wölkchen. Valentins Brust dehnte sich weit und selig, wenn er gepuht und sauber in einen solchen Frühlingssonntag hinaus trat, wenn er den kräftigen, schwellenden Geruch der Felder um sich hatte. Er ging langsam und andächtig in die Kirche, sang die heiligen Lieder mit, als wären sie lockende Liebeslieder. Er ging zur Beichte, gestand zerknirscht und voll wahrhafter Reue seine Sünden, gestand den Teufel, der ihm aus dem Schnapfe entgegenlockte, nahm seine Rosenkränze auf sich, hörte voll gerührter Dankbarkeit auf die gute Ermahnungen des Beichtvaters und gelobte Besserung, Läuterung.

Dann ging er langsam wieder nach Haus, sprach mit der Meisterin über die Kirche, den Pfarrer und die Beichte. Er wollte nun ein besserer Mensch werden. Die Meisterin lobte ihn und seufzte. Er setzte sich dann vor dem Hause auf die schmale Holzbank und sah mit seinen leeren Augen in die warme Sonne. In dieser Maienwärme, dieser starken Luft und der tiefen Ruhe des Sonntags kam er sich wie ein Begnadigter vor. Da war dieser ganze, armselige Mensch wie eine Verkörperung zitternder Lebenslust; in seinem Herzen war eine rührende Inbrunst und Reinheit.

Nach dem sonntäglichen Mittagessen, das sehr zum Unterschiede mit dem Essen des Arbeitstages in einer feinschmeckerhaften Beschaulichkeit verzehrt wurde, nahm Valentin seine treue Klarinette, bürstete noch ein wenig an den steifen Kleidern herum und ging in die Welt hinaus. Man kann

nämlich nicht gut sagen, daß er da bloß ein wenig spazieren ging; er lief das Dorf und die ganze gewohnte Umgebung einfach hinter sich und fühlte so etwas wie Abenteuerlust, wenn er in's Blaue und Grenzenlose hinauswanderte. Die Erinnerungen von alten Jugendmärchen erwachten leise in ihm. Er hätte es nicht einmal wunderbar gefunden, wenn da eine Fee sich in seinen Weg gestellt hätte, die ihn reich beschenkte aus irgend einem unklaren Grunde. Nur vor dieser Hexerei, etwa in Gestalt eines Drachens, etwa eines mächtigen Bären, hatte Valentin Heidenangst. Nein, Held einer solch gruseligen Zaubergeschichte mochte er um keinen Preis werden. Er umklammerte sein Instrument beunruhigt und wanderte weiter.

Da kam er durch einen ärmlichen Kieferwald. Den Harzduft sog er mit geblähten Nüstern in seine enge, gekrümmte Brust. Lerchen, die schmetternd im Blauen hin- und herschossen. Die selige Sonne brannte herunter. Das ganze Wesen Valentins war von kindischer Freude erfüllt über sein eigenes Dasein, über seine Sonntagsfreiheit, die unbekanntem Genüsse, die seiner irgendwo warteten. Denn sie warteten irgendwo auf ihn, das stand fest.

Dann kam wieder die Landstraße, und dann war er in einem Dorfe angelangt, in dem ihn alles erkannte. Er ging zu seinen Kollegen, der hiesige Meister dankte für den artigen Gruß, „Gott grief' die Kunst“, denn darunter that es Valentin nicht. Der Nachmittag war heiß, die Kameraden ließen Bier holen. Ah, wie das erfrischte, wie das labte! Jeder dieser hemdärmlichen Runde schmiß eine Lage. Man steckte Valentin eine Cigarre in den Mund; er brannte sie an und ließ sie bald ausgebrannt zwischen den Lippen hängen. Das Rauchen bekam ihm meist nicht gut.

Da fiel das verhängnisvolle Wort „mit Kirsch“. Valentin zitterte merklich; er haßte seine Kameraden dafür, und seine Augen leuchteten doch ein wenig dabei auf. Nein, er trinke keinen Schnaps mehr. Alles lachte und fiel über ihn her.

Valentin war bleich unter diesem Lachen und Hohn und umklammerte krampfhaft die Flasche. Seine Begierde und seine Angst kämpften. Er wollte die sündhafte Flasche weit wegschleudern und empfand in dieser Regung das Bewußtsein einer starken, edlen That, die ihm den Himmel öffnen mußte. Aber während sein schwaches Herz noch mit so entschlagender Aufopferung kokettierte, kam der Flaschenhals unter den Zurufen der anderen seinen Lippen immer näher, da . . . da brannte schon der erste Tropfen in seiner Kehle. Und jetzt war kein Halten mehr. Glucksend und gurgelnd schluckte er das Göttergetränk in sich hinein, bis er keinen Atem mehr hatte und mit einem leichten Schwindel die Flasche absetzen mußte. Es war eine helle Wut gewesen, die ihn sein Gewissen rasch ersticken ließ. Jetzt empfand er gar eine Freude, daß er die albernen Drohungen des Beicht-

vaters noch zur rechten Zeit verachtet hatte. Man sollte ihn nicht um sein bischen Genuß bringen.

Und jetzt begoß er seine Klarinette und begann zu spielen. Da kamen viele Melodien, Tänze und Lieder. Die Flasche wurde oft geleert, und einige Paare tanzten nach Valentins Musik. Das ging fort, bis Valentin seinen Sonntagsrausch hatte.

Der Abend lag über der Erde, von der es kühl und schauernd heraufwehte. Valentin torfelte heim. Die Kinder in Scharen johlend bis weit hinter das Dorf um ihn her, indem sie gellend schriean: „Schlepucha! Schlepucha!“ Er blieb wankend stehen und drohte ihnen ohnmächtig mit schlenkernden Armen, dann kam er wieder in's Laufen, während die Schmährufe ihn umgellten. Er wußte kaum, wie er seine Beine setzte; er hatte in seinem Rausche gar kein Bewußtsein seines Körpers. Nur sein Geist war angestrengt hinter den quälenden Schleiern thätig. Er strebte mit aller Energie, ungefährdet nach Hause zu kommen. Wenn er an einen Baum stieß, fluchte er leise vor sich hin und wankte weiter, bis er endlich im Hofe seines Meisters festsaß. Überall standen noch Liebespärchen an den Thüren, da nahm Valentin seine Klarinette und blies mit rotem Gesicht Lieder, die so traurig und trostlos waren wie sein Leben. Wenn ein paar Nachtschwärmer schließlich um eine Mazurka baten, so that er es. Er blies bis spät in die Nacht und hörte nicht die Rufe aus den fenstern um Ruhe.

Das war sein Sonntag. Am nächsten Tage kam das Polizeimandat. Ein Thaler oder ein Tag Haft wegen ruhestörenden Lärms.

Wenn ich nun noch hinzufüge, daß die ganze Herrlichkeit mit Valentin nicht lange dauerte, dann habt Ihr dieses Mannes ganzes Glück und Ende. Er bekam es zuerst mit den Beinen, die anschwellen und unsäglich schmerzten. Dann quälte ihn ein schrecklicher Husten. Der schwache Körper fiel entsetzlich ab. Die Leute sagten, es wäre Auszehrung, an der er starb . . . Ich sehe nun noch immer seine kleinen, wasserblauen, blinden Augen, die immer verschwommener wurden, und höre seine Klarinette, die noch seine einzige Freundin gewesen ist.

Bücherbesprechungen.

Neue Aktenstücke zur Geschichte des Schwedenkrieges in Mähren und Schlesien.

Von Dr. Berthold Bretholz. (Separatabdruck aus der „Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Mährens und Schlesiens“, 5. Jahrg., 1. Heft.) Brünn 1901. 91 Seiten und eine Karte.

Der verdienstvolle Landesarchivar und Historiker Mährens veröffentlicht in der angeführten Schrift einige Gruppen von Aktenstücken aus dem Brünnner Landarchiv, die interessante Streiflichter auf einzelne Personen und Episoden aus dem Schwedenkriege in Mähren und Schlesien werfen. Die erste Gruppe betrifft die Übergabe von Olmütz an die Schweden und das Maß der Schuld, welches den Obersten Miniati bei dieser Übergabe trifft. Eine zweite Reihe von Dokumenten besteht aus Berichten über das Treffen bei Jahnfau am 6. März 1645. Die wichtigsten Beiträge sind die sub III und IV gebrachten über die Befestigung und Verteidigung des Jablunkauer Passes gegen Georg Rákóczy durch das Herzogtum Teschen in den Jahren 1642—1645, bezw. über die Einnahme Teschens durch die Schweden am 28. Oktober 1645. Zum Schluß kommt die von einem Zeitgenossen stammende Schilderung eines schwedischen Überfalles unter Wrangel auf schlesisch-mährische Flüchtlinge bei Mödrütz am 11. Juni 1642. Zur Erläuterung der Ausführungen eines der abgedruckten Dokumente bringt die Broschüre einen Ausschnitt aus der Homannschen Karte des Fürstentums Teschen und der angrenzenden Minderherrschaften aus dem Jahre 1736, die jedoch nicht so selten ist, wie man nach der Angabe von Bretholz glauben könnte. Die Jahreszahl 1736 auf den Homannschen Fürstentumskarten giebt übrigens nur das Datum ihrer Reduktion und Einteilung durch den wissenschaftlichen Leiter der Homannschen Officin, den Wittenberger Mathematik-Professor Haase. Der ganze Homannsche Atlas Schlesiens ist erst am 1. Juli 1752 erschienen. Den einzelnen Aktengruppen gehen mehr oder weniger kurze Abhandlungen voran, welche die Ergebnisse der veröffentlichten Akten, die auch mit anderem archivalischen Material verglichen werden, auseinandersetzen. Z.

Bürgerliche Heraldik. Von Dr. Paul Knötel. Mit 17 Abbildungen. Ohne Jahr. Carnowitz. Verlag von A. Kothe. 30 Seiten. Preis 1 Mark.

Der Verfasser behandelt in höchst sachverständiger Weise, wenn auch in gedrängter Kürze, alles das, was man unter bürgerlicher Heraldik verstehen kann: Städtewappen, Gemeindewappen und Siegel, die Siegel der Pfarrkirchen, Innungs-, Vereins- und Familienwappen. Der einleitende Abschnitt bespricht kurz die Entstehung der Adelswappen, am Schluß der Broschüre werden bürgerlichen Familien, die nach dem Vorbild älterer wappenführender bürgerlicher Familien sich ein Wappen beilegen wollen, beachtenswerte Ratschläge erteilt. Z.

Das Recht der Freiheit. Kritisch, systematisch und kodifiziert. Sozialwissenschaftliche Rechtsuntersuchungen. Von Eduard August Schroeder. Leipzig. Rofberg und Berger. 1901. XIII. 657.

Wenn die Besprechung eines Buches, das durch seinen Inhalt in keinem Verhältnis zum Lande Oberschlesien steht, in der der Kenntnis dieses Landes gewidmeten Zeitschrift, abgesehen von seinem inneren Werte, einer Rechtfertigung bedürfte, so ist sie in diesem Falle durch die Person des Verfassers in ausreichendem Maße gegeben. Eduard August Schroeder ist ein anhänglicher Sohn seiner engeren Heimat, des österreichischen Schlesiens, das ja in historischem Sinne des Wortes gleichfalls Oberschlesien ist, und zwar ein Sohn, auf den diese engere Heimat mit gutem Grunde stolz ist. Sein Name ist nicht bloß in Österreich und Deutschland, sondern auch darüber hinaus einem großen Teile der Gebildeten geläufig, und man hat es verschiedentlich nicht gescheut, ihn einem Savigny an die Seite zu stellen. Allerdings kam Savigny bei seinem Versuch, der Rechtswissenschaft seiner Zeit neue Bahnen zu zeigen, der akademische Lehrstuhl, den er innehatte, zugute, während Schroeder, als ein in einer kleinen Stadt wie Teschen lebender Privatgelehrter, nur auf die Wirkung durch seine Schriften angewiesen ist. In einer Reihe von fleißigen, durch einen hohen Idealismus getragenen und auf einer umfassenden Gelehrsamkeit, wie sie im letzten Jahrhundert selten geworden war, fußenden Arbeiten hat Schroeder das ganze von ihm begründete System des Rechtssozialismus niedergelegt, dessen Schlußstein das oben angeführte Werk bildet. Das Ziel, dem Schroeder in seinen Hauptchriften „Recht der Wissenschaft“, „Recht im Irrenwesen“, „Recht in der geschlechtlichen Ordnung“ und dem oben angegebenen Buche nachstrebt, ist eine Ausöhnung des Sozialismus mit dem Rechtsstaat, dem historisch gewordenen, faktischen Recht. Der ideale Sinn, der seine Werke durchzieht, gemahnt an Rousseau, und wie dieser wird er manchem, trotz des gelehrten Apparates, mit dem er zum Unterschiede von dem großen Franzosen arbeitet, als ein Schwärmer erscheinen, denn es ist nicht zu verschweigen: Schroeders kodifiziertes Freiheitsrecht wird nie Rechtsgültigkeit erlangen. Aber man strebt ja Idealen nach, nicht um sie zu erreichen, sondern um ihnen näherzukommen, und das wird wohl möglich sein. Der hier zur Verfügung stehende Raum verbietet es, das von Schroeder aufgebaute System auch nur zu skizzieren oder aus dem gedankenreichen Buche eine Auslese zu bieten. Wir müssen uns begnügen, den Plan des Buches anzudeuten. Der erste Teil, „die Grundlagen“, behandelt Recht und Freiheit vom historischen Standpunkt, ausgehend von der prähistorischen Zeit und mit Berücksichtigung sämtlicher Kulturvölker. Dann folgt die „Kritik“ an dem historisch gewordenen und endlich das Schroedersche „System“. Zum Schluß giebt der Verfasser noch den „Entwurf eines Gesetzes über die Grundrechte“. Dem Buche ist vom Herzen die weiteste Verbreitung zu wünschen, umso mehr als der schöne Stil und die poetische Sprache, die es in hervorragendem Maße auszeichnen, seine Lektüre zu einem Genuße machen. *)

Z.

Oberschlesische Dorfgeschichten, Novellen von Moritz von Reichenbach, Leipzig, Reclam. Universalbibliothek. Nr. 4240.

Anschauliche und naturwahre Zeichnung ober-schlesischen Volkslebens eignet diesen Erzählungen, mit denen die Verfasserin (Valeska Gräfin Bethusy-Huc) ein bis jetzt ziemlich brachliegendes Gebiet der heimischen Litteratur bebaut hat. Die fast in allen deutschen Landesteilen eifrig gepflegte Dorfgeschichte fand in unserer Heimatprovinz

*) Die Zeitschrift „Oberschlesien“ hat in ihrem ersten Heft einen Aufsatz von Eduard August Schroeder über den Ausbau der Wasserstraßen in Österreich und seine Bedeutung für Oberschlesien gebracht. — Anm. der Redaktion.

bislang noch keine rechte Vertretung. Zum ersten Male hat Philo vom Walde in seiner „Leutenot“ aus dem gewiß gemütvollen Dorfleben der „gemittlichen Schläsing“ ein seelisches Problem aufgenommen, ernst gefaßt und in einer Reihe stimmungs- und wirkungsvoller Bilder vorgeführt. Bewegt sich diese wirklich künstlerische Dichtung in der gebundenen Form epischer Darstellung, so steht andererseits bei unsern heimischen Prosadichtern, bei Köppler, Heinzel, Bauch, Kretschmer und Lichter, der Schwank als burleske Zeichnung einiger Dorfkänze oder launige Ausschmückung loser Dörflerstreiche, noch im Vordergrund. Und in der That mag die schlesische Mundart mehr zur Humoreske als zur ernsten Erzählung geeignet sein. Für Oberschlesien gab es bisher neben dialektischen Darstellungen für den deutschen Leserkreis nur solche in polnischer Sprache, wie die von Kupiec (weiland Lehrer bei Pleß), Posen 1894, die neben Sagen und Märchen wohl auch Erzählungen dorfgeschichtlichen Charakters enthalten (neuerdings zugänglich gemacht durch Nehrings Mitteilungen daraus in den Mitteilungen der Schles. Gesellsch. f. Volkskunde).

Als deutsche Dorfgeschichten des slavischen Teiles Oberschlesiens also füllen die Erzählungen Moritz von Reichenbachs eine offenbare Lücke aus. Erreicht die Verfasserin natürlich auch nicht die großen süddeutschen Vertreter der Dorfgeschichte, Maximilian Schmidt, Ganghofer, Hansjakob, Anton Schott, so bleibt ihr dichterisches Unternehmen doch außerordentlich dankenswert. Die Bezeichnung „Novellen“ verdienen nur drei: „Woitek“, „Die Wallfahrer“ und „Kascha“, wovon die ersten beiden eine erschütternde Tragik auszeichnet. Nur Genrebildchen, jedoch solche von rührender Lebenswahrheit, sind „Hochwürden“ und „Zwei Glückliche“; im Rahmen einer leichten Humoreske bewegt sich „Ein Gerichtstermin“. In allen Erzählungen aber sind des ober-schlesischen Landvolkes Tugenden und Fehler, Sitten und Bräuche (Wallfahrten und Sachfengängerei) liebevoll geschildert.

W.

Jahrbuch für den Oberschlesischen Industriebezirk. II. Jahrgang. Bearbeitet von R. Kornaczewski. Mit zwei Karten-Beilagen. Kattowitz 1902. Verlag von Gebrüder Böhm.

Der Umstand, daß das „Jahrbuch 1c.“ in einem zweiten Jahrgang erscheint, läßt darauf schließen, daß der Verlag mit dem durch den ersten Jahrgang erzielten Resultat zufrieden ist, daß somit das Unternehmen der Befriedigung eines in der That vorhandenen Bedürfnisses gegolten hat. Die Angaben des „Jahrbuches für den Oberschlesischen Industriebezirk“ beruhen in erster Reihe auf direkten Mitteilungen der Verwaltungen und Firmen sowie der Königlichen und Kommunalbehörden. Daneben wurde die von dem Oberschlesischen Berg- und Hüttenmännischen Verein bearbeitete Statistik sowie die Zeitschrift dieses Vereins benützt. Diese Quellen bürgen für die Zuverlässigkeit „des Jahrbuches“ als Nachschlagebuch für den Oberschlesischen Industriebezirk und der mit diesem benachbarten Kreise. Das „Jahrbuch“ besteht aus drei Teilen, von denen der erste und wichtigste die Bergwerks- und Hüttenbetriebe, die Anlagen für Verarbeitung von Eisen und anderen Metallen, die chemischen und Sprengstoff-Fabriken sowie die Brickettierungsanlagen behandelt. Diesem Teil schließt sich eine nach Kategorien zusammengestellte Übersicht aller im Buche behandelten Anlagen an mit einem Hinweis auf die Seite, auf der die ausführliche Besprechung der Anlage stattfindet. Der zweite Teil behandelt die Behörden, Kommunalverwaltungen und Schulen der einzelnen Ortschaften. Der dritte Teil giebt Aufschluß über Vereine und Körperschaften, Vertretung in den Parlamenten und die ober-schlesischen Kleinbahnen. Ein alphabetisches Register über den ganzen Inhalt des Buches erleichtert das Nachschlagen in demselben.

Z.

Anleitung zur Einrichtung und Verwaltung von Volksbibliotheken. Verfaßt im Auftrage der Königlichen Regierung zu Oppeln mit besonderer Berücksichtigung Oberschlesiens von Dr. jur. Küster, Reg.-Ass. Oppeln, Erdmann Raabe, 1902. 76 S. Preis M. 1,20.

Chronik.

- 1. April.** Prinz Hugo Hohenlohe-Wehringen, seit dem 1. Januar 1895 kommissarischer, seit dem 15. Februar 1896 definitiver Landrat des Kreises Rosenberg, scheidet aus diesem seinem Amte.
- 3. April.** In Cosel findet die 25jährige Jubelfeier des dortigen städtischen Gymnasiums statt, zugleich mit der offiziellen Übergabe der Anstalt an die Stadtkommune.
Einweihung des neuen Gymnasiums auf dem Ewald Hilgerplatz zu Zabrze (bis jetzt Progymnasium) und Angliederung einer Ober-Tertia und Unter-Secunda.
- 5. April.** In Leobschütz findet eine Beratung zwischen den städtischen Behörden, dem Vorsitzenden des Provinzialschulkollegiums Ober-Regierungs-Rat Dr. Mager, als Vertreter des Oberpräsidenten, Geh. Schulkat Montag und Regierungs- und Baurat Müchhoff aus Oppeln, als Vertreter des Regierungspräsidenten, und den vom Kultusminister entsandten Geh. Ober-Regierungs-Rat Altman und Königl. Baurat Stolf wegen der Errichtung einer Königlichen Präparandenanstalt und eines Seminars.
- 7. April.** Der städtische Gesundheitsausschuß in Gleiwitz berätet über die Einführung einer obligatorischen Leichenschau (vom 1. Juli dieses Jahres) für den Stadtkreis Gleiwitz. Als maßgebend für die Einführung werden u. a. die in Oberschlesien vorgeblich zahlreicher als anderwärts vorkommenden Morde angegeben.
- 10. April.** Laut Meldung von Tageszeitungen ist dem Taubstummenlehrer Hoffmann in Ratibor vom ungarischen Unterrichtsministerium der ehrende Auftrag zu teil geworden, sich über den Entwurf eines Normallehrplans für die ungarischen Taubstummenanstalten gutachtlich zu äußern.

Die Stadtverordneten in Gleiwitz beraten über die Frage der Erweiterung des dortigen Landgerichts. Nachdem das Justizministerium sich entschieden hat, in Kattowitz kein Landgericht zu errichten, hingegen das Gleiwitzer Gericht zu erweitern, soll die Stadt dem Justizfiskus bei dem Beschaffen des nötigen Platzes behilflich sein.

Die Stadtverordneten in Gleiwitz beschließen, gegen die Verlängerung der Konzession der Oberschlesischen Dampf-Straßenbahn bis zum Jahre 1996, ebenso wie die übrigen ober-schlesischen Städte, Beschwerde einzulegen.

† Königlicher Ökonomierat Hugo Guradze auf Schloß Cost, Besitzer der Herrschaft Cost-Weiskretscham, Mitglied des Bezirkeisenbahnrats in Breslau, im Alter von fast 78 Jahren.

12. April. Abg. *Letocha* tritt in der Sitzung des Abgeordnetenhauses für eine direkte Schnellzugsverbindung über Königshütte—Bentzen—Gleiwitz mit Berlin und für eine bessere Verbindung mit Österreich-Schlesien ein. Abg. v. *Kessel* spricht für Einrichtung eines oder zweier Schnellzüge auf der Rechten Oder-Ufer-Strecke. Abg. *Faltin* empfiehlt eine bessere Zugverbindung von Oppeln ins Innere von Oberschlesien hinein.
14. April. Der Verein der Großdestillateure und Branntweininteressenten Oberschlesiens hält im Konzerthause zu Gleiwitz eine Sitzung ab, um gegen den Beschluß des Bentzener Magistrats, laut welchem an Arbeiterlohntagen die Schankstätten nachmittags zu schließen seien, Stellung zu nehmen.
17. April. Die Stadtverordneten in Kattowitz lehnen den Antrag des Magistrats, sich auch in der nächsten Spielsaison des staatlich subventionierten Oberschlesischen Volkstheaters mit 75 Mk. pro Spielabend zu beteiligen, ab.
18. April. Landespolizeiliche Abnahme der Schnellzugstrecke Kattowitz—Königshütte.
20. April. † Bergrat Hermann Scherbening, früherer General-Direktor der Schlesischen Aktien-Gesellschaft für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb.
25. April. Auf der Deutschlandgrube ist abends Brand ausgebrochen. Die Länge der Strecke, die aus diesem Grunde abgedämmt werden mußte, beträgt 600 Meter.
27. April. Die Einweihung der neuerbauten Kirche auf der Nicolaistraße zu Kattowitz findet durch den Kardinal Fürstbischof Dr. Kopp statt.
-

